

Die Figur des Selbst	140
Von ZMTW zu WBZ	141
Zukunftsforchung	143
Die Gemeinschaft	144
Anforderungsprofil DIY	145
Showerloop	147

Den eigenen Lebenstraum gestalten	148
Im Raum ankommen	150
Die Raumfee	151
Störfaktor Außenwelt	153

Einen Baum pflanzen	154
Kreisdiagramme	154
Nachhaltigkeit tun (doing sustainability)	156
Sagen und Tun	158
Ins Machen kommen	160

Linsen sortieren	161
Empathie und Intuition	162
Ziellos	163
Aushalten	165

Eine Vision zeichnen (Träumen)	166
Modelle	167
Projekte	169
Zukunftsbilder	171
Buntstifte und Papier	172

Diskussion: Das spätmoderne Selbst als Gegenthese des Wandels	174
Entlernen von Routinen	175
Auf der Suche nach dem Außen	176
Das Selbst verdaut sich selbst	179
Metabolismus des Wandels	182

Selbst

Die spätmoderne Figur des Selbst im Selbermachen

In diesem Kapitel werde ich näher an den Alltag der Projektgemeinschaften herantreten und zeigen, auf welche konkreten Herausforderungen die Zukunftsvision in ihrer täglichen Praxis trifft. Es ist die widersprüchliche Figur des Selbst, die sich als Gestalterin des Wandels den Aufgaben der gesellschaftlichen und ökologischen Transformation stellen muss. Dafür werde ich in einer Mikrobetrachtung einen Workshop bei WBZ begleiten und im Detail diskutieren, wie die Teilnehmenden dazu ermutigt werden, mit verkörperten Routinen zu brechen, um dem neoliberalen, wachstumsorientierten Anforderungsprofil der westlichen Spätmoderne zu entkommen.

Die Figur des Selbst

Über vier Jahre hinweg begleitete ich *Wir Bauen Zukunft*, besuchte sie mehrmals vor Ort und blieb sonst (u. a. pandemiebedingt) remote mit einigen Mitgliedern in Kontakt. Während dieser Zeit nahm ich unter anderem an einem Workshop teil, der den Titel trägt „Lebens(t)räume gestalten“. Das (t) ist in Klammern geschrieben und deutet darauf hin, dass es hier nicht nur um gedankliches Träumen geht, sondern darum, die eigene Traumvorstellung wahr werden zu lassen, indem sie gestaltet und in konkrete Artefakte übersetzt wird. Das doppelte Versprechen vom Träumen und dem Verwirklichen der Träume wird unterstrichen durch den Beschreibungstext des Workshops:

Lebens(t)räume gestalten ist ein intensives, viertägiges Hands-On Retreat zur Erschaffung innovativer Lebens(t)räume. Wir geben dir Tools und Infos aus den Bereichen Permakultur, nachhaltiges Bauen (& TinyHomes) sowie Yoga an die Hand, die es braucht, um in eine nachhaltige Zukunft zu gehen. Erlebe, erfinde und entwickle Deinen Garten, Dein Haus, Deinen Körper, Deinen Geist, Deinen Lebens(t)raum rundum neu.¹

In der Einladung steckt eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden bzw. mit der Zukunft. Sie wird als nicht erstrebenswert empfunden, weshalb der Workshop Werkzeuge anbietet, mit denen die „Zukunft“ in eine „nachhaltige Zukunft“ umgebaut werden kann. Der viertägige Workshop soll daher dazu befähigen, mithilfe von Gärtnern, Handwerken und Yoga-Praktiken die eigene Zukunft selbst in die Hand zu nehmen und sich selbst weiterzuentwickeln. Die Figur des Selbst, die mithilfe von Werkzeugen ihren Garten neu erfindet, ihren Körper neu erlebt und ihre Wohnsituation überdenkt, bricht dafür mit ihren gewohnten Routinen. Sie ist die Akteur:in des Wandels und gleichzeitig voller Widersprüche. Wer oder was ist aber das Selbst, das seinen Garten und seinen Körper neu erfinden soll? Warum muss es seine Zukunft selbst in die Hand nehmen und wie macht das Selbst das? Diesen Fragen möchte ich in diesem Kapitel nachgehen. – Bevor ich aber im Workshop den Teilnehmenden direkt auf die Finger schaue, möchte ich die Figur des Selbst in ihrer sozialen, kulturellen, geografischen Umgebung situieren und dafür die Gemeinschaft und das Gelände nachzeichnen.

¹ <https://wirbauenzukunft.de/19-23-8-2020-lebenstraeme-gestalten-2-0/>, abgerufen am 26.11.2020.

Von ZMTW zu WBZ

Als ich das erste Mal das große eiserne Tor passiere, trete ich ein in eine neue Welt. Ich befinde mich auf dem Gelände des ehemaligen Zukunftszentrums Mensch-Natur-Technik-Wissenschaft (ZMTW). Auf einem Schild an der Rückseite des Tors steht: *Was ist für die Zukunft der „Fortschritt“???* „Fortschritt“ bedeutet: „Denken in allen Richtungen“ und nicht „Denken nur nach vorn“. Das Schild ist eindeutig länger hier als die Gemeinschaft WBZ. Es ist ein Relikt der vorherigen Nutzung des Geländes als bionisches Forschungszentrum und Naturerlebnispark zwischen 2000 und 2013.



Abb. 84: Eingangstor vom Gelände aus auf die Straße blickend.

Von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU) erhielt die Niekilitzer Ökologie- und Ökotechnologie-Stiftung unter der Leitung von Berndt Heydemann, Professor für Biologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und ehemaliger Umweltminister von Schleswig-Holstein, Anfang 2000 eine Fördersumme von über 2,5 Millionen Euro, um in Niekritz „ein kombiniertes Bildungs-, Ausstellungs- und Wissenschaftszentrum“ aufzubauen². Es ging um die Vermittlung von „Ökotechnologien“. Im Abschlussbericht des DBU³ heißt es: „Die Ökotechnologie stellt unter Aufnahme sozialer Probleme, der Synorganisation mit der Natur und der Probleme der ökonomischen Zukunftsentwicklung die Basis für ein multifunktionales Zukunftszentrum dar.“ Dafür wurde ein zehn Hektar großer Abschnitt eines Ackers aufgeforstet und bebaut. Auf

² https://www.dbu.de/projekt_14197/01_db_2409.html, abgerufen am 28.6.2022.

³ https://www.dbu.de/projekt_14197/01_db_2409.html, abgerufen am 28.6.2022.

dem Gelände befindet sich von da an „ein Transparenz-Ausstellungshaus und verschiedene Freilandmodelle (Outdoor-Bereich) sowie Indoor-Abschnitte der Themen Energie und Klima, Kreislauftechniken der Natur, Solartechniken im biologischen Bereich, Entwicklung der Informationstechnik im Bereich der Kooperation Tier-Pflanze sowie Oberflächentechniken und ihre Anwendung (Werkzeuggebrauch, Widerstandsminderung an Oberflächen, Musterbildung und Erkennungstechnik, Sieb- und Membrantechnik).“

Die erwarteten 200.000 Besucher:innen im Jahr blieben jedoch aus und auch die erforderlichen finanziellen Förderungen.⁴ 2013 musste das Zentrum daher endgültig schließen. Drei Jahre später wurde das Gelände dann mit allen (noch) bestehenden Installationen von der Genossenschaft Wir Bauen Zukunft gepachtet. Die lokale Zeitung SVZ titelte bei der Übergabe: Jurassic Park von Nieklitz erwacht zu neuem Leben und zitiert die Gemeinschaft aus einem Interview: „Um dem Anspruch einer Keimzelle einer zukunftsfähigen Gesellschaft auch wirklich gerecht werden zu können, werden auf dem zehn Hektar großen Areal mittelfristig die zentralen Bereiche einer Gesellschaft im Mikroformat abgebildet werden: von einer autarken Energie, Wasser- und Abwasserinfrastruktur über Wohneinheiten, Freizeitangebote und dem Anbau eigener Nahrungsmittel bis hin zur Technologieentwicklung und Produktion von Kleinserien in Werkstätten wie dem Green Circular Economy FabLab“⁵.

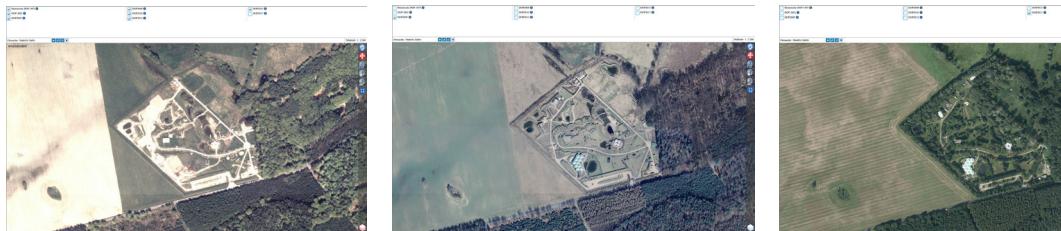


Abb. 85/86/87: Luftaufnahmen 2002, 2005, 2017. Seit 2016 wird das Gelände durch WBZ gepachtet, die Wege und Gebäude wurden schon früher angelegt.

In dem Interview, das die Gemeinschaft ganz zu Beginn des Projekts gibt, wird der Laborcharakter bereits deutlich, „eine Gesellschaft im Mikroformat“. Auffällig ist aber auch, dass zu diesem Zeitpunkt noch von Autarkie die Rede ist, was sich insbesondere auf das Aufbauen eigener, unabhängiger Infrastrukturen bezieht. 2019 ist dieser Raumschiff-Ansatz, die Idee von Selbstversorgung und das Heraustrennen aus sozialen Beziehungen, längst nicht mehr aktuell. „There are no passengers on spaceship earth. We are all crew“, wird Marshall McLuhan⁶ auf der Website zitiert. Wäh-

4 Popien, M. (15.1.2013). „Der Professor und das liebe Geld: Wohin mit Lebenswerk?“ DIE WELT. https://www.welt.de/print/die_welt/hamburg/article112765726/Der-Professor-und-das-liebe-Geld-Wohin-mit-Lebenswerk.html und Müller, K. (10.5.2022). Ein Besessener will den Neuanfang | SVZ. svz.de. <https://www.svz.de/deutschland-welt/mecklenburg-vorpommern/artikel/ein-besessener-will-den-neuanfang-40096916>, abgerufen am 2.3.2023.

5 Müller, K. (10.5.2022). „Ein Besessener will den Neuanfang“, svz.de. <https://www.svz.de/deutschland-welt/mecklenburg-vorpommern/artikel/ein-besessener-will-den-neuanfang-40096916>, abgerufen am 2.3.2023.

www.svz.de/deutschland-welt/mecklenburg-vorpommern/artikel/ein-besessener-will-den-neuanfang-40096916, abgerufen am 2.3.2023.

6 <https://wirbauenzukunft.de/we-are-all-crew/>, abgerufen am 2.3.2023.

rend die Aktivitäten (zirkuläre Wertschöpfung, kollektive Wohn-einheiten, offene Werkstätten, usw.) die gleichen bleiben, wird das Narrativ der Autarkie umgekehrt. Nicht mehr die Gemeinschaft möchte autark sein, sondern sie erkennt, dass sie Teil eines geschlossenen Ökosystems „Erde“ ist, das jedoch autark im Welt- raum überleben muss.

Zukunftsforschung

Der Gedanke der Zukunfts-forschung, wie er bereits in der Nutzung des Geländes durch das ZMTW angedacht war, wird von den neuen Pächter:innen fortgesetzt. Auch unterscheiden sich die Kernthemen nicht allzu sehr voneinander. Beide Projekte gehen von einer Wechselwirkung zwischen Mensch und Natur aus und wollen auf dieser Erkenntnis aufbauen, um positiv in die Zukunft hineinzuwirken. In ihren Ansätzen unterscheiden sich die Vorhaben jedoch grundsätzlich: Während das ZMTW, hervorgegangen aus dem akademischen Umfeld der Bionikforschung, versucht durch wissenschaftliche Wissensvermittlung das Bewusstsein für Umweltthemen zu schärfen und die Besuchenden des Zentrums museumsgleich belehrt und zu Zuschauenden macht, wird bei WBZ vor allem der partizipative und projektorientierte Gedanke deutlich. Es steht nicht mehr die Top-down-Wissenshierarchie und der Anspruch, die Besuchenden „zu erziehen“, im Vordergrund.

Stattdessen ist in dem projektorientierten Ansatz von WBZ ein genereller epistemologischer Shift zu erkennen: Die Besuchenden sollen zu Teilnehmenden werden. Der hegemoniale Bereich der Wissenschaft wird ergänzt durch kreative und teilhabebasierte Konzepte. Im Prototyping für neue Wohnformen und nachhaltiges Bauen betont die Gemeinschaft das Machen als bevorzugte Form der Wissensproduktion. Dadurch bekommt ein praktisches Wissen den gleichen Stellenwert wie wissenschaftliche Erkenntnisse und erzeugt eine Umkehr gewohnter Wissensordnungen. „Zukunft“ wird hier nicht top-down „erforscht“, sondern bottom-up „gebaut“. Verfolgt wird ein Modell der Selbstverwaltung, bei dem eine Gemeinschaft die politische und fachliche Kontrolle über ihre Infrastrukturen zumindest bis zu einem gewissen Grad übernimmt (Corsín Jiménez 2014; Cardullo et al. 2018). Dieses soziale Experiment ist hier im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns, wo wesentliche Infrastrukturen erst noch aufgebaut werden, denkbar.

Ein solcher teilhabeorientierter Ansatz für technologisches, urbanes Experimentieren im ländlichen Raum ist kein Einzel-

fall. Seit Beginn der 2010er Jahre haben sich Making-Initiativen und Projektgemeinschaften des Selbermachens vermehrt erst im städtischen Umfeld, dann auch im ländlichen Raum gegründet (Dähner et al. 2019; Burke et al. 2019; Sipos/Franzl 2020). Diese Entwicklung sehen Burke et al. als eine Graswurzelbewegung ökosozial interessierter „Kundschafter einer neuen Lebensweise“ (Burke et al. 2019). Die „Kunde“, die die Kundschafter:innen verbreiten, wurzeln jedoch häufig in pragmatischen und paternalistischen Diskursen und Praktiken, wie Cardullo et al. (2018) in einer Studie zu Reallaboren aufzeigen. Die dominante Erzählung vom Rückgewinn der Kontrolle und politischer Steuerung ist eng verbunden mit der Produktion einer Kreativwirtschaft (ebd.). Darin offenbart sich unter anderem ein neoliberales Freiheitsdispositiv, das die Verantwortung für einen gesellschaftlichen Wandel an das Individuum (das Selbst) auslagert und Formen der Kritik als Chance vereinnahmt. Doch genau das, das Selbst-in-die-Hand-Nehmen, sehen die Projektgemeinschaften als (letztes) Mittel der Wahl, um eine drohende Klimakatastrophe abzuwenden.

Die Gemeinschaft

Mit der Gründung einer Genossenschaft reagiert WBZ auf die gegenwärtigen Erfahrungen der Klimakrise. Das Grundstück dient der Gemeinschaft als Experimentierfläche und ist Knotenpunkt für Interventionen in der Region. Im Zeitraum meiner Untersuchung (2019–2022) finden viele Vernetzungstreffen und Workshops statt, unter anderem wird ein Vorhaben angestoßen, bei dem mithilfe von Fundraising und der Unterstützung der umliegenden Gemeinden eine Elektro-Carsharing-Station an der Autobahnabfahrt gebaut werden soll, um die Mobilität in der Region zu ermöglichen. Es ist eines von vielen parallel laufenden Projekten, das in den Arbeitsgruppen erarbeitet wird. Denn zu der Intervention in die Umgebung gehört auch eine Intervention in die eigenen etablierten sozialen Strukturen.

Als Gemeinschaft organisieren sie sich soziokratisch, das heißt in „Wirkungskreisen“, in denen Problemstellungen in kleineren Gruppen bearbeitet und dann der Gemeinschaft in regelmäßigen Reflexionstreffen präsentiert werden. Dadurch würden die gewohnten Hierarchien aufgebrochen werden, so Aurele, wobei es dennoch hierarchische Strukturen gebe, sie würden sie jedoch Motivations- oder Kompetenzhierarchien nennen (Gesprächsnотiz, Niekritz, 17.8.2019). Spannend könne man das jetzt gerade am Waldgarten beobachten. Es habe Geld von der Lotterie gegeben. Es wäre sogar genug, um eine volle Stelle zu bezahlen. Aber niemand

wisse, was jetzt passieren würde, wer welche Aufgabe übernimmt, wer Geld bekommt, welche sozialen Dynamiken sich dabei ergäben, so Aurèle (Gesprächsnotiz, Nieklitz, 17.8.2019).

Die Soziokratie⁷ als Form agiler und resilenter Selbstorganisation ist ein Baukasten für die alternative Organisation von Gemeinschaften. Design und die damit assoziierten Konzepte wie Innovation, Kreativität, Projektorientiertheit und geplante Idiosynkrasie bilden hier die Werkzeuge eines gesellschaftlichen Umdenkens. Sie werden von den Projektgemeinschaften, aber auch von der Kommunalpolitik herangezogen, doch die Werkzeuge generieren keine Lösungen für soziale Probleme. Es bleibt ein Idealmodell, weshalb WBZ es in der Anwendung ständig hinterfragen und anpassen würde, erzählt mir Aurèle (Gesprächsnotiz, Nieklitz, 17.8.2019). Dabei erschaffen sie die Figur eines kreativen Selbst, das den ökosozialen Wandel nur durch das eigene Tun voranbringen kann.

Anforderungsprofil DIY

Das Haupthaus von WBZ, in dem das ehemalige Besucherzentrum des ZMTW untergebracht war, ist wabenförmig aufgebaut. Eine lehmverputzte Wand in der Eingangshalle, in die Flaschen eingelassen sind, unterstreicht den eigenwilligen Charakter. An einem Aufsteller aus Pappe ist eine Karte angebracht. Sie zeigt eine Übersicht über das Gelände. Die Orte tragen Namen wie Tiny Ville, Brückenhaus, Outdoordusche, Open Island oder Lummerland. In einer Ecke steht das Modell eines Abwassersystems, ein buntes Schild betitelt es als „Showerloop“ und wirbt für Spenden. An den Wänden gibt es Wegweiser, die in das Innere des Gebäudes führen, auch sie tragen eigenwillige Bezeichnungen. Ich folge dem Wegweiser zum „Lummerland“ und betrete einen ebenfalls wabenförmigen Raum.

An drei der sechs Wände reicht eine Architektur bis unter die Decke. Sie ist zweistöckig, aus Restholz collagenartig zusammengesetzt und hat mehrere Eingänge und Fenster, die zu Schlafkojen führen. Keine gleicht der anderen. Doch ihr Anblick steht im starken Kontrast zu der Szene, die sich vor mir abspielt. Zwei Personen sitzen auf Sofas vor ihren Laptops, ihre Gesichter sind blau ausgeleuchtet von den Displays. „Die Welt zu verändern“ oder „Zukunft zu bauen“, wie es auf der Website hieß, folgt einem business as usual, wie ich es in jedem städtischen Coworking-Space antreffe. In diesem Moment, meiner ersten Begegnung mit der Gemeinschaft und im Anblick der blauen Gesichter frage ich mich: Was genau suche ich hier eigentlich und was hat das hier mit Zu-

kunft zu tun? Ich stelle mein Vorhaben generell in Frage. Erst später kann ich diesen Moment als notwendige Irritation einordnen: Ich bin einer Idee gefolgt und treffe hier auf ihre Materialisierung, wie sie sich real vollzieht.

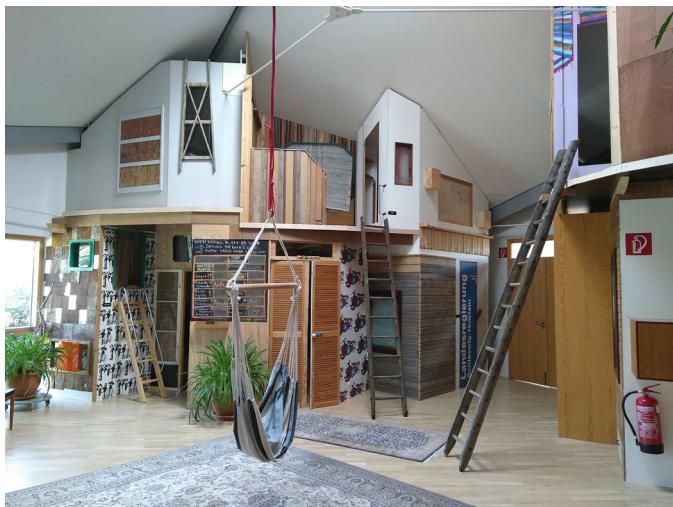


Abb. 88: Die *Schlafkojen* im Lummerland.

Selbermachen ist hier, wie ich später verstehen werde, mehr als ein orchestriertes Happening technophiler Tüftler, viel eher ist es ein gesellschaftliches Anforderungsprofil. Alle Bereiche in Kultur und Gesellschaft, die einst als „außerhalb“ der Wirtschaft betrachtet wurden, werden nun umgestaltet, produktiv und verwertbar gemacht (Reckwitz [1995] 2019; Bröckling et al. 2000; Prinz/Wuggenig 2007; Cramer 2019). In der politischen Ökonomie des Neoliberalismus werden nicht nur soziale Bereiche ökonomisch neu kodiert, sondern wird auch das Individuum selbst als wirtschaftlich produktiv angesehen (Mukherjee/Banet-Weiser 2012, 9). Die Betonung liegt dabei auf dem „Selbst“. Denn als Konsequenz daraus, dass in einer marktorientierten Gesellschaft die Rechte und Freiheiten des Einzelnen durch den Markt geregelt werden und weniger durch den Staat, ist das „Selbst“ die Schlüsselfigur einer spätmodernen Gesellschaft (Bröckling 2007).

Übertragen auf die Aktivitäten der Projektgemeinschaften steckt darin eine fundamentale Kritik. Es ist der Vorwurf, auf dem Weg in eine Postwachstumsgesellschaft die wachstumsorientierten Logiken des Marktes zu reproduzieren. DIY, etwas-selbst-machen, ist zugleich Lifestyle, Produkt, konsumierbare Kritik, aber auch Überzeugung und sozialer Anspruch, und so positivistisch, wie die Maker-Bewegung mit ihrer Hands-on-Anpackermentalität

8 Die antikapitalistische Künstlerkritik des vergangenen Jahrhunderts ist in einem „neoromantischen Arbeits- und Berufsmodell aufgegangen, das befriedigende Arbeit mit kreativer Arbeit gleichsetzt“ (Reckwitz 2012, 142). Gegenkulturelle Tendenzen waren einerseits durch die Befriedigung „expressiver Tätigkeiten und eines ästhetischen Lebensstils“ motiviert, kämpften aber andererseits mit gesellschaftlicher Diskreditierung (ebd., 344). In der Spätmoderne beobachtet Reckwitz nun eine Synthese von affektiver Befriedigung und sozialer Akzeptanz in einem allgemein erwünschten, geradezu obligatorischen kreativ-ästhetischen Lebensstil (ebd.).

häufig dargestellt wird, so stark wird sie auch genau dafür kritisiert. Denn das Selbermachen ist zugleich Ausdruck des bürgerlichen Leistungsethos „sich-selbst-zu-machen“. Dabei rücken kreativer Protest und Kreativwirtschaft eng zusammen.⁸ Dennoch, oder gerade deswegen, ist die Befähigung zum Selbermachen auf der Suche nach Wirksamkeit angesichts akkumulierender Krisen ein treibender Motivator, der Gemeinschaften wie WBZ zusammenbringt.

Showerloop

Die Notwendigkeit zum Wirtschaften ist auch hier gegeben. Eine bloße Reduzierung auf eine Kapitalakkumulation würde den Akteur:innen aber nicht gerecht werden, zumal die meisten Projekte für ihr finanzielles Bestehen bereit sind, viele Kompromisse einzugehen. Sichtbar wird das etwa anhand des „Showerloops“, der in der Eingangshalle steht. Es ist die technische Entwicklung eines Duschkreislaufs, mit dem der Wasserverbrauch reduziert werden kann, da benutztes Wasser direkt gefiltert und wiederverwertet wird. Wie das Ganze funktionieren soll, zeigt das Modell. Es verdeutlicht, dass es technisch möglich ist, einfach und effektiv Wasser zu sparen. Die auffälligen, handgemalten Schilder verraten hingegen, dass jedoch eine Finanzierung fehlt, um das Projekt vollständig zu realisieren.



Abb. 89: Prototyp eines Showerloop im Eingangsbereich, der für Spenden wirbt.

Zwischen der Vision und seiner Realisierung steht hier nicht fehlendes Know-how, sondern Geld, was auf kreative Weise, durch „Crowdfunding“, lustige Werbesprüche und eine aufmerksamkeitsregende Typografie kreativ gelöst wird. Gerade das Aushandeln von Widersprüchen zwischen einem moralischen, ökonsensiblen Anspruch und der ökonomischen Anforderung in der Realisierung hat sich die Gemeinschaft zur Kernaufgabe gemacht.

Wie Reckwitz (2019) und Florida (2006) betonen, ist der gesellschaftliche Wandel in erster Linie ein kultureller, bei dem das Streben nach einem kreativen Lebensstil im Mittelpunkt steht.⁹ Doch die Gemeinschaften zeigen, dass in Reaktion auf eine gegenwärtige gesellschaftliche Verunsicherung eine bloße Kritik am Konzept des unternehmerischen, kreativen Selbst nicht mehr als Erklärung ausreicht.

Das Selbst versucht, sich mit kreativen Mitteln auf einen Wandel einzustellen, der zwar marktwirtschaftliche Konsequenzen haben wird, jedoch von „außen“ kommt und wie auch die zunehmenden Extremwetterlagen unvorhersehbar ist. Kreativität, als Ausdruck von Selbstwirksamkeit und einst eine vielversprechende Rettung gegen die Affektarmut der Moderne, wird in der Spätmoderne zur gesellschaftlichen Notwendigkeit (Reckwitz 2013, 343). Damit ist die Kreativität in eine Sackgasse geraten, in der ursprüngliche Strategien des Widerstands für wirtschaftliche Zwecke wie „brand aid“ oder „shopping for change“-Kampagnen vereinnahmt werden (Mukherjee/Banet-Weiser 2012, 2). Doch die Wirksamkeit des Selbst steht hier weit vor unternehmerischen Zielen. Mit der Bewerbung des „Showerloops“ versucht die Gemeinschaft ihr Projekt zu realisieren. Inwiefern dahinter eine Absicht zur Skalierung für den Verkauf steht, bleibt offen.

Es geht mir nicht darum, den Widerspruch (konzeptuell) aufzulösen oder zu bewerten. Mit dem Modell positioniert sich WBZ zunächst als Akteurin des Wandels, die versucht, durch Selbstbaulösungen eine kommende Krise der Wasserknappheit zu antizipieren. Die Transformation der Gesellschaft hin zu einer nachhaltigen Zukunft und die blauen Gesichter vor den Laptops, sich lümmelnd auf einem Sofa, kommen in der Beobachtung der Maker-Bewegung zusammen. Sie stehen nicht im Widerspruch, sondern schaffen ein gängiges Bild einer kreativen Zukunft, in der das projektorientierte Arbeiten, Konzepte der Nachhaltigkeit und die Betonung des Selbst in einem gemeinsamen Ziel zusammengefasst sind. Daher ist es besonders interessant, genauer hinzuschauen, was hier tatsächlich passiert und wie mit den Widersprüchen eines ökosozialen Wandels in einer marktwirtschaftlich geprägten Gesellschaft umgegangen wird.

⁹ Während Florida die „kreative Klasse“ einführt und die Planung der kreativen Stadt zur Sicherung des Wirtschaftswachstums affirmativ propagiert (Florida 2006, 24), kritisiert Reckwitz die kontinuierliche Entwicklung einer gesellschaftlichen Ästhetisierung aus ökonomischem Verwertungzwang (Reckwitz 2012, 304). Für Reckwitz hat ein solcher Prozess der Ästhetisierung bereits im späten 19. Jahrhundert begonnen und war zunächst eine Reaktion auf die „Dominanz des Industriekapitalismus“ (ebd., 149). Durch einen Lebensstil, der „auf ästhetische Wahrnehmung, Erfahrung und Selbstgestaltung“ (Reckwitz 2012, 320) ausgerichtet war, wurde eine Kritik an der herrschenden Ordnung und eine Kritik am Establishment demonstriert. Allerdings wurde dieser Wunsch nach individueller Selbstentfaltung und kreativem Ausdruck in der Spätmoderne als Markt erkannt.

Den eigenen Lebenstraum gestalten

Wie wirkt das Selbst durch DIY? Wie hängen Selbermachen, ökosoziale Transformation und eine Ästhetisierung der Gesellschaft zusammen? Und wie werden bestehende Ambivalenzen – aus *doing* und *saying*, Wunschdenken und Realpolitik, Kreativwirtschaft

und kreativem Protest – verhandelt? Wieso ist gerade in der spätmodernen Gesellschaft das DIY ein Schlüsselkonzept bzw. sogar eine geforderte Schlüsselkompetenz? Und welche anderen Perspektiven auf das kreative Selbst als Akteur:in des Wandels werden womöglich noch übersehen? In diesem Abschnitt werde ich diese Fragen anhand einer Detailbetrachtung aus dem Feld diskutieren. Dafür schaue ich mir den Workshop „Lebensträume gestalten“ genauer an, an dem ich während meines Aufenthalts bei WBZ teilgenommen habe.

Der Workshop trägt den Titel „Lebensträume gestalten“. Darin vereinen sich gleich mehrere Anknüpfungspunkte, die den Workshop als Untersuchungsgegenstand und Diskussionsgrundlage interessant machen. (1) Der Workshop ist als soziomaterielles Arrangement ein Prototyp, in dem Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen während eines begrenzten Zeitraums zusammenkommen, um etwas zu erarbeiten. In diesem Fall ist es ein Workshop, der sich als Angebot an Interessierte von außen richtet. (2) Es geht um den Lebenstraum und damit eine wünschenswerte Vorstellung, wie das eigene Leben zukünftig sein könnte. (3) Durch kreative Praktiken der Gestaltung soll der eigene Traum eine Form (Gestalt) annehmen und real werden. Das sind drei aufschlussreiche Punkte, die den Workshop als Schlüsselmoment kennzeichnen. An ihm kann ich exemplarisch und im Detail besprechen, wie mit den spätmodernen, gesellschaftlichen Widersprüchen umgegangen wird bzw. wie sie sich zeigen. Denn ein weiterer Punkt kommt noch hinzu.

In der Beschreibung des Workshops wird deutlich, dass hier mit „Lebenstraum“ die „eigene“ Zukunftsaussicht gemeint ist. Der Ausschreibung nach geht es in dem „intensiven, viertägigen hands-on-retreat“ darum, den „eigenen, innovativen Lebenstraum“ zu entwickeln. Dafür werden „Tools und Infos aus den Bereichen Permakultur, nachhaltiges Bauen sowie Yoga an die Hand gegeben“¹⁰. Es ist das Selbst, das in diesem Workshop lernen darf, seine Situation in eine bevorzugte zu verändern, wie Simon das gestalterische Kernmotiv des Design fasst. Die Spannungen sozial und körperlich verankerter Routinen, die das kreative Selbst dabei im Selbermachen von Zukünften erfährt, werde ich mithilfe dieses Workshops auslegen.

Dafür nehme ich zunächst „den Workshop“ näher in den Blick, in dem der Lebenstraum Gestalt annehmen soll. Ich zeige auf, was den Workshop zu einem prototypischen Ereignis macht (Wilkie/ Michael 2015, 29), in dem der Lebenstraum entstehen kann, und wie hier Gegenstände und Praktiken in einer organisierten, rou-

¹⁰ Online Einladung zum Workshop, <https://wirbauenzukunft.de/lebenstraeume-gestalten/>, abgerufen am 20.12.2023.

tinierten Weise zusammenkommen, um neues Wissen – einen Lebenstraum – zu produzieren. Dafür gehe ich auch der Frage nach, wie der kreative Workshop, als Ort kultureller Produktion, zusammenpasst mit dem Konzept des Zukunftslabors, das sich zumindest namentlich an der Geschichte des scientific laboratory orientiert.

Im Raum ankommen

Am Morgen des ersten Workshoptags treffen wir uns mit allen Teilnehmenden und Workshopleitern im Seminarraum. Er ist mit Teppich ausgelegt ist, wir sitzen im Kreis auf Stühlen oder Kissen, die Schuhe haben wir am Eingang gelassen. Das Deckenlicht ist gedimmt, das meiste Licht fällt durch die großen Fenster ein, die vom Boden bis an die Decke der fünf Meter hohen wabenförmigen Räume reichen. Dass wir hier nicht nur „über“ den eigenen Lebenstraum sprechen, sondern den Lebenstraum auch körperlich erleben sollen, wird spürbar, als ein Gong ertönt. Mit dem Gong „lädt“ uns Aurèle „ein“, für einen Moment innezuhalten und „im Raum anzukommen“. Mit dem vibrierenden und raumfüllenden Ton kehrt Ruhe ein.

Es wird deutlich spürbar, wie die Aufregung im Raum sich legt. In der Entschleunigung sieht Stengers (2005) die Chance, dafür sensibel zu werden, welche verschiedenenartigen Möglichkeiten in einem Ereignis liegen. Im Moment des „Ankommens“ und der Ruhe bemerke ich, dass sich hier gewissermaßen mehrere Forschungsvorhaben überlagern. Da ist mein eigenes, die Beobachtung einer Maker Community. Denn schließlich ist das der Grund, weshalb ich hier in dieser Runde sitze. Gleichzeitig bin ich aber auch Teilnehmerin des Workshops und damit Teil des sozialen Experiments WBZ. Der Workshop verfolgt ein eigenes Forschungsinteresse, „Zukunft zu bauen“, und auch die anderen Teilnehmenden links und rechts neben mir sitzen hier mit der Absicht, neues Wissen zu entwickeln. Auch sie lassen sich auf das experimentelle Setup ein, versuchen eine angenehme Position auf den Stühlen zu finden, die Abwesenheit des Handys zu akzeptieren und einem Gong „in einen anderen Raum“ zu folgen.

Mit dem Workshop verfolgen die Leiter eine eigene Agenda der Wissensproduktion, gleichzeitig zu meiner. Der Workshop ist ein kreatives, prototypisches Ereignis oder, um es mit den Wörtern Wilkies und Michaels (2015, 29 f.) zu sagen, ist er ein Designevent. Wilkie zufolge kann das Designevent als ein konstruiertes und konstruierendes (synthetisches) Ereignis verstanden werden. Mit seinem Arrangement werden sowohl ein Problem als auch die

Parameter zu dessen Lösung gesetzt, wie auch das Prototyping von Artefakten durch dessen Werkzeuge bestimmt wird. Das Event des Workshops besteht an diesem Morgen aus der erfinderschen Anordnung von Stühlen, die in einem Kreis stehen, einem roten Teppichboden, dem Blick ins Grüne, gedimmtem Licht und einer Klangschale.

Mit den Eindrücken und in dem Moment der Ruhe werden erste Weichen für den „Lebenstraum“ gelegt, der sich hier beginnt zu formen (im Sinne eines „come into being“, Wilkie/Farías 2015, 5). Denn noch eine weitere Qualität liegt laut Stengers in dem Moment der Ruhe. Für sie ist es die Möglichkeit, das eigene Selbstverständnis in Frage zu stellen, mit dem wir uns ermächtigen, den Sinn dessen, was wir wissen, zu besitzen. In ihrem Cosmopolitan Proposal fordert sie daher eine „Verlangsamung, ohne die es keine Schöpfung geben kann“¹¹ (Stengers 2005, 1003). Ruhe ist für Stengers Voraussetzung eines kosmischen Erkenntniswegs. Was kann ich also, wenn ich mich auf das synthetische Ereignis – die Synthese aus Gegenständen, Übungen, Abwesenheiten – einlasse und „im Raum des Workshops ankomme“, über den Lebenstraum erfahren?



Abb. 90: Wir sitzen im Stuhlkreis. Unter meinem Stuhl habe ich griffbereit eine Kamera liegen. Ich mache mir Notizen, wie ein anderer Teilnehmer neben mir auch. Dabei werden wir fotografiert.

Die Raumfee

Mit dem Verklingen des Gongs öffne ich wieder meine Augen. Ich habe die Füße angezogen, mümmle auf meinem Stuhl. Der Lebenstraum fühlt sich angenehm und behaglich an. Durch die Fenster blicke ich ins wilde Grün aus Bäumen, Sträuchern und Blumen. Wir sind umgeben von einem dichten, blühenden Gar-

ten. Ich fühle mich geborgen, weit weg von meinem städtischen, durchorganisierten Alltag. Die Idee einer „anderen Welt“ fühlt sich in diesem Moment sehr real und greifbar an. Ich lasse meinen Blick schweifen und verharre schließlich in der Mitte des Raums. Dort steht eine Vase mit einem üppigen Strauß an Blumen, Gräsern und Ästen, den die „Raumfee“ am Morgen noch gepflückt hatte. Das Amt der Raumfee war eines unter vielen,¹² das am Tag zuvor in der ersten Kennenlernrunde vergeben wurde.



Abb. 91: Bild von Blumenstrauß, den die Raumfee für den Workshop gepflückt hat, am Boden Drahtmodelle.

Im morgendlichen Sitzkreis sind wir neunzehn Teilnehmende und vier Workshopleiter. Im Kreis sitzen unter anderem ein Mitarbeiter einer Hamburger Klimaschutzstiftung, eine Abiturientin aus Süddeutschland, die mit dem Fahrrad unterwegs ist, ein deutsch-kolumbianischer Umwelt- und Verfahrenstechniker, der sich für *off-grid mindsets* begeistert, eine niederländische Beraterin aus einem Berliner Start-up, eine junge Aussteigerfamilie auf dem Weg zur Selbstversorgung und eine Montessori-Pädagogin. Die Gruppe vereint unterschiedliche Hintergründe und Interessen. Im Zukunftslabor kommen und gehen Leute, sie bringen ihre eigene Biografie, ihre Interessen und Wertevorstellungen mit, eine „Raumfee“ ist jedoch nicht dabei.

Bis hierhin hatte ich keine Vorstellung davon, worin der Aufgabenbereich einer Raumfee bestehen könnte. Das *inventing* der Raumfee war nicht nur ein geschickter Einfall, um für eine gemütliche Raumatmosphäre zu sorgen, sondern auch Teil der Reorganisation gewohnter sozialer Muster. Im Zukunftslabor, als einer Spielart des Reallabors, werden durch eine gezielte Veränderung von bekannten Strukturen, wie hier dem Einführen neuer Aufgaben und Gewohnheiten, gewohnte Handlungsmuster aufgebrochen.¹³ Dadurch entsteht in der experimentellen Versuchsanordnung des Workshops auf kreative und spielerische Weise neues

¹² Neben der Aufgabe der Raumfee gab es auch die Caretaker:in, die sich darum kümmert, dass es allen gut geht, und ab und an für kleine Aufmerksamkeiten sorgt, oder die Aufgabe der Timekeeper:in, die die Zeit im Blick behalten und zum Mittagessen läuten sollte.

¹³ Die Veränderung von Gewohnheiten, Routinen, Praktiken, Prioritäten

usw. geht mit einer Veränderung von physischen Strukturen einher, etwa von Räumen oder auch Artefakten (Schäpke et al. 2017, 11). Nach Schäpke et al. kann dadurch ein „robustes, gesellschaftlich akzeptiertes Wissen zur Lösung realweltlicher Probleme“ (ebd., 1) geschaffen werden.

Handlungswissen: Mit dem Lebenstraum wird prototypisch ein Leben im Tiny House imaginiert, mit einem Garten, in dem allerlei Lebewesen im symbiotischen Miteinander koexistieren, und einem Selbst, das bewusst und ausgeglichen im Körper ruht.

Störfaktor Außenwelt

Zum kreativen Ansatz des Workshops gehört auch das bewusste Zulassen von Störfaktoren: In der Kennenlernrunde offenbare ich meine Doppelrolle als Teilnehmerin und Beobachterin. Im Vorhinein war ich in Gedanken allerlei Szenarien durchgegangen, wie ich meine Doppelrolle kommunizieren soll und mit welchen möglichen Reaktionen ich zu rechnen habe. Meine größte Befürchtung lag darin, den sicheren Raum und die Atmosphäre des Workshops zu stören und durch meine Anwesenheit Unbehagen zu erzeugen. Ich entscheide mich dennoch für eine größtmögliche Transparenz und lege meine eigenen Überlegungen und Unsicherheiten offen (Ingold 2013, 4 f.). Ich bin überrascht, wie gut das *Outing* aufgenommen wird. Abgesehen von ein paar ersten musternden Blicken der anderen Teilnehmenden, erlebe ich vor allem Neugierde. In der Pause muss ich mich daher allerlei interessierten Fragen stellen, was ich genau tue, wie das funktioniert und was ich schon herausgefunden habe. Gerade auf diesen Punkt der Neugierde werde ich später noch näher eingehen, weil hier ein Schlüsselmoment der urbanen Zukunftslabore liegt: das Vereinnahmen von Kritik.



Abb. 92: Während ich dokumentiere, werde auch ich dokumentiert.

Wie sich bereits am Beispiel der Raumfee gezeigt hat, werden im Workshop gezielt bestehende Konventionen destabilisiert. Ein solches ergebnisoffenes Herumspielen mit sozialen Beziehungen sehen Kimbell und Bailey (2017) emblematisch für einen neuen Geist des Kapitalismus. Zwar beziehen sie sich in ihrer Untersuchung auf das *policy-making* und den Umgang mit *public issues* ausgehend von Regierungen – aber auch auf der Gegenseite¹⁴, den Nichtregierungsorganisationen wie WBZ, zeigt sich ein kreativer, adaptiver und provisorischer Umgang mit öffentlichen Angelegenheiten (ebd., 218). Selbstinitiierte Zukunftslabore wie WBZ formulieren einen eigenen Vorschlag für eine nachhaltige, urbane Zukunft. Kritik, realpolitische Herausforderungen oder soziale Störfaktoren wie ich werden im Zukunftslabor als konkrete Chance gesehen, die eigenen Prozesse zu verbessern (ebd., 210). Die Spannungen, die dabei auftreten, werde ich im Folgenden diskutieren. Dafür gehe ich auf drei Situationen aus dem Workshop näher ein: einen Baum pflanzen, Linsen sortieren, eine Vision zeichnen.

Einen Baum pflanzen

„Am Nachmittag werden wir einen Baum pflanzen“, teilt uns Robin, einer der Workshopleiter, mit, als wir am Morgen wieder im Seminarraum sitzen. Nun bekommen wir aber erst einmal einen Input zur Permakultur, wie man einen Garten anlegt und wie auch in der Stadt Prinzipien der Permakultur umgesetzt werden können – auf dem eigenen Balkon, auf dem Dach, auf Baumscheiben oder in Hausnischen. Die Fotos und Geschichten, die uns der Workshopleiter erzählt, stimulieren unsere Fantasie. Von Zeit zu Zeit schwellen die Gespräche an, die Lautstärke im Raum hebt sich und verstummt wieder, wenn der Workshopleiter zum nächsten Punkt seines Vortrags übergeht. In einer Powerpoint-Präsentation bekommen wir Folie für Folie und mithilfe von Fotos und Diagrammen veranschaulicht, was Nachhaltigkeit ist.

Kreisdiagramme

Auf einer Folie sind drei farbige Kreise abgebildet, die sich überlappen. In ihnen stehen die Begriffe Ökologie, Ökonomie und Soziales, daneben ein Zitat der „Weltkommission für Umwelt und Entwicklung“ von 1987: „Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, die die Bedürfnisse der aktuellen Generation deckt, ohne die Möglichkeit zukünftiger Generationen, ihre Bedürfnisse erfüllen zu können“. Sowohl ökologisches, ökonomisches wie auch soziales Handeln ist laut der Kommission und laut Robin in der

¹⁴ Das „Gegen“ bezieht sich hier nicht auf eine antagonistische Haltung zu den Absichten der Regierung, sondern die organisatorische Gegenseite der selbstverwalteten Bürgerbeteiligung.

Verantwortung, seine Konsequenzen mitzudenken. Am ehesten sieht er diese Möglichkeit in den Prinzipien der Permakultur realisiert, die er in der Schnittmenge der Kreise verortet.

Auf den nächsten Folien lernen wir dann, was das Prinzip Permakultur ist – „Jedes Element oder Teilbereich erfüllt mehrere Funktionen. Jede Funktion wird durch mehrere Elemente oder Teilbereiche abgedeckt.“ – und wir bekommen Einblicke in die Arbeit von Robin.¹⁵ Er ist studierter Ökolandbauer und hat hier bei WBZ einen Waldgarten nach den Prinzipien der Permakultur angelegt, was Teil seiner Masterarbeit war. Der Input ist umfangreich, er vermittelt nicht nur das Konzept nachhaltiger Wertschöpfung, sondern auch ganz viel Hintergrundwissen darüber, was Subsistenz- und Suffizienzstrategien sind, über den heat-urban-island-Effekt, urbanen Metabolismus, cradle-to-cradle und Postwachstum.

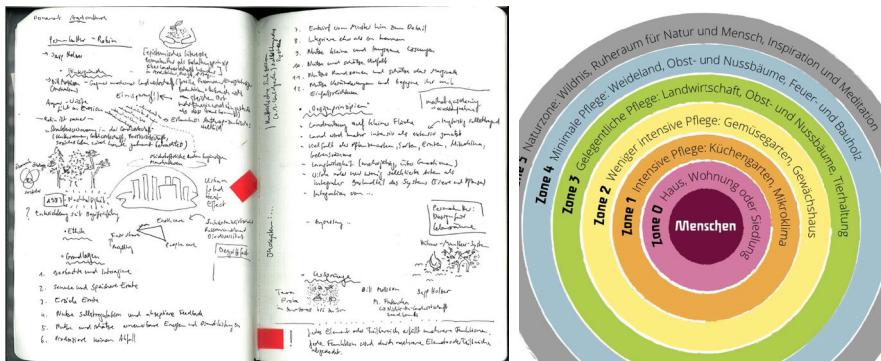


Abb. 93/94: Von mir skizzierte Modelle zum Thema Permakultur in meinem Notizbuch, entstanden während eines Input-Vortrags. Das Zonenmodell für den Aufbau eines Waldgarten. In der Mitte steht der Mensch.

Angeregt diskutieren die Teilnehmenden mit und stellen Rückfragen. Robin zeigt uns ein weiteres Kreisdiagramm. Im Zentrum der sieben Kreise steht „der Mensch“. Eine Teilnehmerin kommentiert: „Warum steht der Mensch in der Mitte, ich dachte, es geht um Symbiose. Ich suche nach Modellen, die anders sind, bei denen der Mensch mal nicht mehr im Mittelpunkt steht.“ Robin antwortet: „Das ist eine sehr gute Beobachtung. Wir sind keine Jäger und Sammler mehr, wir gestalten immer auch unsere Umwelt. Um das bewusst besser zu machen, müssen wir bei uns selbst anfangen, anstatt die Verantwortung abzugeben“. Damit gibt sich die Teilnehmerin zufrieden. Es ist auffällig, wie gewohnt und vertraut das Debattieren über einen gesellschaftlichen Wandel ist. Im *performed knowledge* dieses Vormittags, wie Hirschauer das implizit gezeigte Wissen bezeichnet (Hirschauer 2016, 981), zeigt sich eine

ausgeprägte, etablierte und kultivierte Debattenkultur. Durch ihr Handeln zeigen die Teilnehmenden, was für eine Gesellschaft sie herstellen wollen.

Die Konzepte von Permakultur und Nachhaltigkeit scheinen größtenteils bekannt zu sein, dabei hat in dieser Runde bis auf die Workshopleiter eigentlich niemand eine professionelle Ausbildung in diesem Feld. Umso erstaunter und auch beeindruckter bin ich, wie viel Wissen bereits in der Gruppe der Teilnehmenden vorhanden zu sein scheint. Dabei bedeutet ein umfangreiches Wissen über Nachhaltigkeitsstrategien nicht, auch gleich Handlungswissen für die Anwendung davon zu haben. Krämer unterscheidet eine „bewusst-reflexive, wissenschaftliche Einstellung zur Welt“ von einem „pragmatisch reflexiven Weltzugewandtsein“ (Krämer 2014, 117). Damit betont er, dass es nicht das Gleiche sein muss, was wir über die Welt zu wissen zu meinen und wie wir der Welt begegnen.

Nachhaltigkeit tun (doing sustainability)

Sagen und Tun befinden sich jedoch in einem Abhängigkeitsverhältnis. Es ist ein „Bezugssystem von Aktivitäten und Äußerungen, das die Gegenwart prozesshaft hervorbringt“, so Krämer (2014, 117). Akteur:innen bringen die Gegenwart durch ihr Sprechen und ihr Tun unter Anstrengung und immer wieder neu hervor (Krämer 2014, 117), wobei praxistheoretisch gesehen auch das Sprechen zuallererst eine körperliche Handlung ist, in der sich Kopf und Hände bewegen (Schatzki 2002, 72). Gegenwart erzeugen die Akteur:innen durch das wiederholte und routinierte Aufführen von Praktiken. Wenn wir hier im Seminarraum sitzen und von einer nachhaltigen Gesellschaft sprechen, uns mithilfe von Diagrammen und Bildern verdeutlichen, wie diese aussehen könnte, uns vorstellen, wie eine Stadt zu einem großen Garten mit Solarpaneelen und Windrädern werden könnte, dann wird aber vor allem eins deutlich: Es geht gerade nicht um das Stabilisieren von Gegenwart durch das Wieder-und-wieder-Aufführen von Routinen. Stattdessen geht es um neue Entwürfe für die Zukunft, ein imaginiertes Wie-es-einmal-werden-soll und eine Kritik an den bestehenden Praktiken.

Nachhaltigkeit ist ein Projekt, das auf die Zukunft ausgerichtet ist und ein gegenwärtiges, spätmodernes Immer-weiter-so kritisiert (Sommer/Welzer 2017). Das, was wir daher im Workshop und gerade hier sitzend im Seminarraum machen, ist der Versuch, zukünftige „ways of doing“ (Hirschauer 2016, 46) in der Gegenwart vorzustrukturieren. Ein *doing sustainability* fordert zwar ein

16 „Doing“ ist ein Konzept, das vor allem durch die Ethnomethodologie von Garfinkel (1984 [1967]) geprägt wurde. Mit dem Konzept des „doing“ werden „vermeintlich eindeutige Phänomene wie Geschlecht, Erwerbsarbeit oder Kreativität [...] in ihrer situativen und kontextuellen Bedingtheit rekonstruiert. Sie erscheinen als Resultate fortlaufender Praktiken.“ (Krämer 2014, 116) Das Konzept des „doing“ geht also davon aus, dass gesellschaftliche Vorstellungen konstruiert sind und sie durch Handlungen, Verhalten und Tun gesellschaftlich stabilisiert werden.

17 Hier überschneiden sich neoliberalen und nachhaltige Strategien, die beide von einer grundsätzlichen Destabilisierung gegenwärtiger Konventionen ausgehen. Allerdings verfolgt eine neoliberalen Strategie die Deregulation zum Selbstzweck, nachhaltige Strategien der Wertschöpfung sehen in der Destabilisierung nur eine notwendige Phase des gesellschaftlichen Umbruchs, hin zur Kreislaufwirtschaft und einer Kultur des Weniger (Sommer/Welzer 2017).

gegenwärtiges Handeln, „wir müssen jetzt anfangen“ (siehe Diskussion oben), geht aber von einem zukünftigen Wirken aus.¹⁶ Während es beim *doing gender* (Butler 1991; 2004) um ein Aufführen des sozialen Geschlechts oder beim *doing culture* (Hörning/Reuter 2004; Reckwitz 2003, 282) um ein Vergegenwärtigen von Kultur geht, ist ein Tun von Nachhaltigkeit (*doing sustainability*) auf ein Leben in der Zukunft gerichtet und betont gleichzeitig auch dessen soziale Konstruktion. So soll das Zukunftswissen, das sich im Tun von Nachhaltigkeit in Form von fantasievollen Bildern, Diagrammen, Kurven oder einer Computersimulation materialisiert, quasi zurück in die Gegenwart intervenieren (Bühler/Willer 2016, 17). Für einen gesellschaftlichen Wandel fordert die Teilnehmerin, bestehende Routinen daher gerade nicht weiterzuführen, wenn sie das Kreisdiagramm kritisiert. Ausgehend von der Vision einer „besseren Zukunft“ fordert sie, mit Gewohnheiten zu brechen.

Worin zeigt sich ein Tun von Nachhaltigkeit? Wie wird der Bruch von Routinen praktiziert? Und wie ist eine Gesellschaft überhaupt denkbar,¹⁷ die sich selbst destabilisiert? – Diese Fragen, wenn auch anders formuliert, beschäftigen die Gruppe über die Workshopeinheiten hinaus.

Wir sitzen zusammen draußen am Tisch vor dem Seminarhaus in der Sonne. Die Gespräche aus dem Seminarraum haben wir mitgenommen auf die Gartenbänke, die vor dem Wabenhaus in der Sonne stehen. Vor uns auf den Tellern türmen sich frischer Salat, Nudeln und Ratatouille, die das heutige Küchenteam, ein weiteres rotierendes Amt, für uns vorbereitet hat. Lebendig diskutieren wir darüber, was notwendig ist, die Welt (im Gesamten) zu verändern, im besten Fall sogar sie zu retten. Hier deutet sich ein erstes Scheitern zwischen Tun und Sagen an. Allein das Ausmaß dieses Vorhabens ist gewaltig und wirkt daher eher überfordernd, sogar lähmend. Trotz der kollektiven Überzeugung, handeln zu müssen, die hier auf einen breiten Konsens und Willenskraft trifft, fehlt es an der Vorstellung eines „Wie“, einer Erfahrung zum Handeln. Eine Teilnehmerin schlägt vor: „Wir müssen bei uns selbst anfangen“ und paraphrasiert die Diskussion vom Morgen. Ein anderer stimmt zu und bekräftigt: „Global denken, lokal handeln“, eine weitere Teilnehmerin schließt mit: „Eigentlich ist das hier doch unsere Utopie“ und macht mit der Hand eine ausladende Geste, um zu zeigen, dass sie das WBZ-Gelände meint.

Der Blick auf das alles beherrschende Grün, in dem das Seminarhaus fast verschwindet, hat in der Tat etwas von einer romantischen Öko-Utopie und füttert die großstädtische Sehnsucht nach

einem Zurück zur Natur und Einfachheit. Viele Aspekte weisen hier auf eine neoromantische Wiederverzauberung hin: die betonte Nähe zur Natur, Offenheit für spirituelle Praktiken, das Herstellen von Alltagsgütern mit den eigenen Händen. Dem gegenüber steht jedoch die grundsätzliche technik- und innovationsoffene Zukunftsorientierung der Gemeinschaft: das Entwickeln und Verwenden von Open-Source-Technologien, die Integration von E-Ladestationen in die Regionalplanung, das Fördern von flexiblen Arbeitsmodellen wie Coworking auf dem Land und auch die Forschungsbemühungen (etwa Kooperationen mit Universitäten). Hierin ist eher ein technokratischer Positivismus als eine romantische Abkehr von der Zivilisation zu beobachten. Genau umgekehrt soll das urbane Leben zukunftsfähig gemacht werden, etwa durch Dachbegrünungen, Lastenräder, lokale Produktion und so weiter. Die Grundlagen möchten die Teilnehmenden hier erlernen.



Abb. 95: Auf dem Weg in den Waldgarten gehen wir durch das aufgeforstete Dickicht.

Sagen und Tun

Nach dem Mittag treffen wir uns noch einmal im Seminarraum, um unser heutiges Vorhaben, einen Baum zu pflanzen, vorzubereiten. Der Workshopleiter hat ein Flipchart aufgestellt und fragt, was wir brauchen, um einen Baum zu pflanzen. Während wir aufs Geratewohl Ideen in den Raum werfen, moderiert er den Prozess und zeichnet eine Skizze auf das Papier. Es entsteht der Querschnitt eines Baums, der in der Erde steckt. Abstrakte Linien deuten einen Kaninchendraht und Pappe an. „Dadurch soll der Baum vor Kleintieren geschützt werden, gleichzeitig dient er als Beet für Kartoffeln“, kommentiert Robin seine Zeichnung. Ergänzt wird die Skizze durch Anmerkungen und einige weitere Detailzeich-

nungen, die im Laufe des Gesprächs zur Erklärung entstanden sind.

Vor unseren Augen und in einem dialektischen Pingpong zwischen Robin und uns, den Workshopteilnehmenden, entsteht nicht nur ein Bild davon, wie man einen Baum pflanzt, sondern auch eine Vorstellung davon, wie das abstrakte Prinzip der Permakultur im Konkreten, sogar im eigenen Garten angewendet werden könnte. Im Gegensatz zu den theoretisch aufgeladenen Debatten zur Nachhaltigkeit, wie wir sie am Mittag geführt haben, muss dieses Vorhaben nun überschaubar und in Bezug auf Zeit und verfügbares Material umsetzbar sein. Mit dem Projektieren unseres Vorhabens, dem Festlegen von einzelnen Arbeitsschritten, notwendigen Werkzeugen und Materialien, soll diskursives Wissen in Handlungswissen überführt werden. Wir wollen uns vorbereiten auf das, „was da draußen auf uns wartet“. Der Versuch, durch präventive Strategien möglichen Fehlentscheidungen vorzubeugen, ist Bühler und Willer (2016) zufolge eine ökonomische Grundhaltung. Durch das Erzeugen von Plänen als Steuerungstechnik versuchen wir ein mögliches Risiko abzuschätzen und Un gewissheiten vorwegzunehmen (Bühler/Willer 2016, 16).

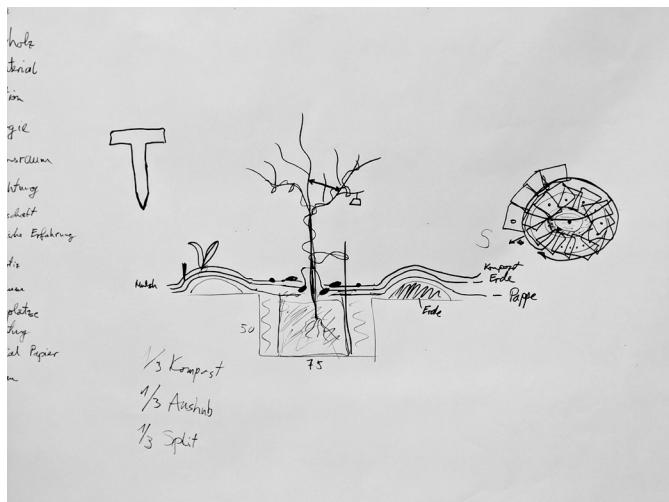


Abb. 96: Unsere Skizze, nach der wir den Baum pflanzen wollen, und ein Blick in den Garten.

Die Überforderung, Sagen und Tun zusammenzubringen, wie sie sich bereits beim Mittagessen angekündigt hat, entfaltet ihr volles Ausmaß, als wir im Garten ankommen. Der schematische Querschnitt des Baums, unsere sorgfältig geplante Skizze, lässt sich nur schwer mit dem chaotischen Anblick des Gartens zusammen-

bringen, der sich vor uns erstreckt. Angesichts des grünen Wirrwarrs verwuchern unsere Pläne augenblicklich in eine komplexe Unzugänglichkeit: Wo sollen wir den Baum denn hinpflanzen? Was macht einen geeigneten Platz aus? Welche Werkzeuge brauchen wir dafür? Wo finden wir sie? Wie werden sie gehandhabt? Wer macht was? Und vor allem: Wie fangen wir überhaupt an?

Ins Machen kommen

Während das Zeichnen der Skizze vielleicht noch eine bekannte, zumindest aber eine nachvollziehbare Tätigkeit war, führt der Anblick des Gartens zu Orientierungslosigkeit, Unsicherheit und Verwirrung. Viele der Teilnehmenden stehen herum und wissen nicht so recht, was sie tun sollen. Einige schlendern umher, während andere sich in eine gefundene Aufgabe vertiefen. Sie graben eifrig riesige Löcher oder befreien unaufhaltsam große Flächen von Brennnesseln. Ziel der Übung ist nicht, dass wir einer Anleitung folgen und von nun an jede Woche einen Baum pflanzen. Eher soll die Übung ein Einstieg sein, was es heißt, „ins Machen zu kommen“. Soziale Praktiken, so Shove und Pantzar (2012), brauchen jedoch ein Vorwissen, auf das sie aufbauen können.¹⁸



Abb. 97/98: Auf der Suche nach Aufgaben im Garten.

Hier im Garten scheint jedes praktische Vorwissen zu fehlen. Es gibt keine Routinen, auf die das Pflanzen eines Baums aufbauen könnte, wie etwa die Erfahrung davon, wie es sich anfühlt, die Hände in die Erde zu stecken, oder davon, was man dann macht, wenn man die Erde in den Händen hält. Welche gewohnte Praxis in diesem Moment aber auf einen neuen Kontext trifft, ist die Praxis der Planung, deren präventive Regulation hier im Anblick des grünen Chaos einer intuitiven Entscheidungsfreudigkeit weichen

18 In einer Untersuchung zur Verbreitung von Floorball, einem Mannschaftssport, bei dem Spieler:innen einen kleinen Ball mit Plastikstäcken in ein Tor schlagen, beobachteten Shove und Pantzar (2012), wie sich soziale Praktiken dynamisch verändern. Floorball wurde Anfang der 1970er Jahre aus Schweden nach Finnland exportiert, von da aus hat sich das Spiel vor allem in Europa verbreitet und professionalisiert. Für Punktspiele mussten Regeln festgelegt werden, wie die Größe des Tors oder die Spieldauer, 1986 wurde schließlich die International Floorball Federation gegründet. „Die ersten Rekruten von Floorball wurden allmählich von einer Praxis abgezogen, die schon ‚existierte‘ (Handball oder Fußball), und zu einer Praxis hingezogen, die sie selbst erfanden (Floorball).“ (Shove/Pantzar 2012, 104) Soziale Praktiken, schließen sie daraus, werden nur vorläufig stabilisiert. Sie verändern sich, wenn sie auf neue Umstände treffen. Entscheidend ist aber, so Shove und Pantzar (2012), dass es ein Vorwissen braucht, auf das sie aufbauen können.

muss. Praktiken werden nur vorläufig stabilisiert und verändern sich, wenn sie auf neue Umstände treffen (Shove/Pantzar 2012).

Die Workshopleiter stehen am Rand und beobachten. Unsere Fragen nach fehlendem Kaninchendraht oder Unsicherheiten nach dem richtigen Platz zum Pflanzen beantworten sie entspannt und offensichtlich improvisierend: „Ja, dann lassen wir das einfach weg“, oder „... dann schauen wir mal, was wir noch im Schuppen finden ...“. Im Machen, mit beiden Händen in der Erde grabend, formt sich eine Nachhaltigkeitspraxis, die geprägt ist von Ungewissheit, offenem Ausgang, Fehler selbst zu machen und einer Trial-and-Error-Erfahrung. Der Wunsch und die Forderung nach Nachhaltigkeit (Zukunftsähnlichkeit) steht einer stabilen Gewohnheit und vorausschauenden Planbarkeit entgegen.

An dieser ersten Situation – der Übung, einen Baum zu pflanzen – wird vor allem eines deutlich: Das, was wir sagen und was wir durch unser Tun zeigen zu wissen, muss nicht das Gleiche sein. Das ist vor allem in Bezug auf die Nachhaltigkeitspraxis relevant, an der sich der Lebenstraum in diesem Workshop orientiert. Eine Nachhaltigkeitspraxis, ein doing sustainability, richtet sich an einer Vorstellung von Zukunft aus, die sich wesentlich von der Gegenwart unterscheiden soll. Dazu gehört es, mit Gewohntem zu brechen, was dem Verständnis von Praxis als einem routinierteren Aufführen von Handlungen erst einmal entgegensteht. In der Nachhaltigkeitspraxis zeichnet sich eine gezielte Destabilisierung ab. Das Gewohnte zu destabilisieren erscheint angesichts der Ungewissheit krisengeprägter Zukunftsvorstellungen erst einmal paradox.

Unsicherheit mit Unsicherheit begegnen ist ein sozialpolitisches Programm zur Selbst-Ökonomisierung, wie Krämer (2014, 32) es in seiner Untersuchung der Kreativwirtschaft feststellt. Diese Spannung möchte ich in einer zweiten Situation näher untersuchen, in der es darum ging, Linsen zu sortieren.

Linsen sortieren

Linsen sortieren ist nur eine von vielen Kreativitätstechniken, die wir an diesem Tag kennenlernen. Der Workshopleiter Joscha öffnet mit uns den Methodenkoffer und zusammen spielen wir uns durch die Sammlung kreativitätsfördernder Übungen. Wir sollen lernen, was für Möglichkeiten und Werkzeuge es gibt, um kreativ zu werden und so unseren Lebenstraum selbst gestalten zu können. Einige Übungen kommen aus dem Bereich „Design Thinking“, andere sind eher Adaptionen ostasiatischer Spiritualität oder Spiele aus der Kindheit. Ich lerne hier etwas über Kreativität.

tät in einem Umfeld, das auf den ersten Blick wenig mit „Design“ im Sinne einer professionellen Gestaltungspraxis zu tun hat.¹⁹ Für mich ist das eine befremdliche Situation. Es fällt mir mitunter schwer, mich auf manche Übungen einzulassen und etwa beim Design Thinking den starren, linearen Ablauf der vorgegebenen Schritte gerade nicht zu unterbrechen. Es ist wie eine verzerrte Außenperspektive auf das, was für mich Alltag ist.

Empathie und Intuition

Ich möchte an dieser Stelle bewusst keine demarkierende Diskussion darüber eröffnen, wer (oder wer nicht) über die Autorität verfügt, etwas mit „Design“ zu betiteln oder sich Designer:in zu nennen. Entscheidender ist, was sich in diesem Zusammenhang hinter den Begriffen des Gestaltens und der Kreativität verbirgt. Nicht ohne Grund treffe ich hier, außerhalb meines institutionellen Rahmens, auf diese Bezeichnungen und Praktiken.²⁰ Ausgehend von diesem Workshop wird der eigene Lebenstraum und die Vision einer nachhaltigen Zukunft zu einer kreativen Angelegenheit gemacht. Hierin deutet sich eine Perspektive an, die die eigene Zukunft als etwas Gestaltbares sieht bzw. sogar als ein Problem, das man kreativ lösen kann (muss). *Design Thinking* meint hier die Anwendung eines (idealisierten) Designprozesses. Eigentlich mit der Absicht, Unternehmensführung kreativer und flexibler zu machen (Krämer 2014, 63), wird es hier eingesetzt, um die Unternehmung des Selbst an die Anforderungen postindustrieller Alltags- und Arbeitspraktiken anzupassen.



Abb. 99: Die sechs Schritte des Design Thinking.

Bevor wir zum Linsensorientieren kommen, haben wir bereits „Stühle für den Chef“ gezeichnet, uns „Indianernamen“ gegeben und einen Filmplot ausgedacht. Die Aufgabenstellungen waren klar.

¹⁹ Zwar trägt der Workshop „Lebensträume gestalten“ die Gestaltung bereits im Namen, dennoch war er weder konzipiert noch durchgeführt von „Designer:innen“.

²⁰ Das Interesse an Gestaltungsheuristiken ist nicht allein ein Phänomen der Gegenwart. Seit den 1950er Jahren gab es immer wieder Schnittmengen, die als Spiegel gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Entwicklung dienen können. Hier ein kurzer Exkurs: Wie Mareis und Seitz zeigen, kommt das (heutige) „Design Thinking“ nicht etwa aus dem Design heraus, wie der Name zu implizieren scheint (Mareis 2011, 186 ff.; Seitz 2017). Anfang der 1980er Jahre bezeichnete es unter anderem ein Forschungsfeld an der britischen Sheffield University, in dem Forschende versuchten herauszufinden, wie professionelle Designer denken (Lawson 2010 [1980]). Zunächst ging es dabei aber nicht um eine konkrete Methode. Anfang der 1990er Jahre tauchte der Begriff im Research Design Thinking-Symposium an der Technischen Universität Delft wieder auf (Seitz 2017) und wurde schließlich von der Designagentur IDEO zu einer „Methode für wirtschaftliche Innovation“ weiterentwickelt (Mareis 2011, 186). Zwar wurde die Bezeichnung übernommen, aber im heutigen Design Thinking geht es nicht mehr um die Erforschung davon, „how designers think“.

Viele der „Methoden“ erinnern an Spiele aus der Kindheit und bekommen dadurch etwas Unbeschwertes und Phantasievolles. Sie sind darauf angelegt, intuitiv zu funktionieren, und bedienen sich daher auch Stereotypen, „die allen bekannt“ sind. Schaut man sich einmal die Bezeichnungen der Kreativitätstechniken an, deuten sie mitunter problematische Bilder an, wie „der böse (männliche) Chef“ oder auch das Verkleiden als „Indianer“, bei dem man sich ein buntes Tuch um den Kopf bindet und ausgedachte, mutige Namen gibt.²¹ Nicht nur die Bezeichnungen der Methoden, auch die Übungen selbst sind gerade nicht auf Reflexion angelegt, sondern beabsichtigen einen intuitiven Erkenntnisgewinn (Seitz 2017, 54). Damit unterscheidet sich, wie Seitz feststellt, das Methodenverständnis im Design Thinking wesentlich von einer wissenschaftlichen Methode. Es geht eher darum, sich empathisch in eine Situation einzufühlen, wobei die assoziativen Namen helfen sollen.

Dass die Werkzeuge aber überhaupt so intuitiv verwendet werden können, liegt nicht allein daran, dass sie assoziative Namen tragen, sondern vor allem an den Arbeitsmaterialien, ihren materiellen und räumlichen Konfigurationen, die den Erkenntnisprozess begleiten. Im *Design Thinking* sind zum Beispiel bunte Klebezettel besonders präsent. Sie sind klein – es passt also nicht viel Text drauf, Informationen müssen reduziert werden; sie sind günstig – es können viele Ideen produziert werden und ohne schlechtes Gewissen können sie auch wieder zerknüllt und weggeworfen werden; sie kleben – dadurch können sie sichtbar für das ganze Team an Wände positioniert und immer wieder neu geordnet werden.²² All diese materiellen Eigenschaften unterstützen einen Prozess, der auf Flexibilität und Vorläufigkeit angelegt ist.

21 Eine Rhetorik, die ebenfalls auf Intuition angelegt und dabei nicht weniger problematisch ist, zeigt sich in Kreativitätstechniken wie Brainstorming oder Mindmapping. In der „kämpferisch-militärischen Rhetorik“ werde sehr offensichtlich der politische Kontext des Kalten Kriegs deutlich, so Mareis (2018). Trotz des aufgeladenen Kontexts, in dem das tool zum „militärisch koordinierten Gehirn- oder Gedankensturm“ (Mareis 2018, 7) entwickelt wurde, hat es sich im Alltag durchgesetzt. So wird gebrainstormt, was man heute zum Abendessen kochen könnte oder wohin der nächste Urlaub geht. Brainstorming, Mindmapping, Design Thinking orientieren sich an festen Paradigmen wie Intuition, Schnelligkeit, Quantität, Empathie und einem Out-of-the-Box-Denken (Mareis 2011; Kimbell 2011; Kimbell 2012; Tonkinwise 2011; Seitz 2017; Rittel et al. 2013). Sie sind eher Werkzeuge, die für den jeweiligen Einsatzzweck (das Problem) herangezogen werden.

22 Ähnlich körperlich ist die Praxis des Brainstorming. Auf einem Bild der RAND-Corporation von 1958 sind vier Männer und eine Frau in einem Büro zu sehen. Sie sitzen auf dem Boden oder auf der Treppe, machen es sich auf dem Stuhl bequem und legen die Füße hoch. „Using the brain to storm problems“ (Osborn, in Mareis 2016a, 12) ist eine körperliche Aktivität, unkonventionelle Gedanken brauchen unkonventionelle Sitzpositionen. Diese Überlegung prägt heute die Einrichtungen von vielen Tech-Unternehmen und Start-ups. Nur wenig Beachtung in der Kreativitätsforschung bekommen hingegen die kollektiven

Ziellos

Nun sollen wir Linsen sortieren. Ich knie auf dem Boden und kippe eine Dose bunter Linsen vor mich aus, direkt auf den Teppich. Da liegt nun ein Haufen grüner, gelber, oranger, schwarzer Linsen, manche sind größer, kleiner, flacher oder runder als andere. Was sollen wir mit diesen Linsen jetzt genau machen? Dieses Mal gibt es keine Zeitvorgaben, außer dem Mittagessen, zu dem es bald läuten wird. Es gibt aber auch keine anderen Vorgaben, an die wir uns halten könnten, kein Regelwerk, wonach wir sortieren oder worauf wir beim Sortieren achten sollen. Damit unterscheidet sich diese Aufgabe grundlegend von den anderen, die wir bisher an diesem Tag kennengelernt haben. Die Frage ist daher: Was machen die Linsen mit uns?

Vor mir liegt ein bunter Haufen verschiedener Linsensorienten. Für mich wird bei dem Anblick des Haufens schnell klar, diese Übung führt zu nichts, sie soll zu nichts führen. Es sind zu viele Linsen, als dass ich es tatsächlich schaffen könnte, sie in der nächsten Stunde vollständig zu sortieren, und wahrscheinlich möchte ich das auch nicht. Weder ist die Übung körperlich herausfordernd noch in irgendeiner Weise spannend, es ist auch nicht zu erwarten, dass irgendetwas Unerwartetes oder Neues passiert. Im Grunde genommen ist diese Aufgabe sogar ausgesprochen langweilig: Nach vorne gebeugt, den Kopf auf meine linke Hand gestützt, sitze ich da. Mechanisch bewegt sich mein Arm zu dem großen Haufen Linsen. Ich greife eine mit Daumen und Zeigefinger, schaue sie an und lege sie rechts von dem großen bunten Haufen ab. Wieder bewegt sich mein Arm zurück zum großen, bunten Haufen, greift mit Daumen und Zeigefinger eine Linse, ich betrachte sie, der Arm wandert nach rechts und legt sie ab. Nach und nach wachsen fünf kleine einfarbige Haufen. Ein weiterer kommt hinzu, als ich bemerke, dass es zwei grüne Sorten gibt. Kurz halte ich in meiner Bewegung inne und überlege, trenne den grünen Haufen in zwei und verfahre weiter.

Als ich mich nach einiger Zeit umschau, bemerke ich, dass die Bewältigung dieser Aufgabe völlig unterschiedliche Formen angenommen hat. Von meinem Platz aus sehe ich Haufen, so wie meine, aber auch große, ausgelegte Flächen einfarbiger Linsen. Ich sehe Rechtecke und Balkendiagramme, flinke Hände und versunkene Konzentration. Ich sehe geometrische, konzentrische Mandalas und schließlich Spiralen, die keiner farblichen Ordnung folgen, sondern einer ordnenden Handbewegung. In dieser Aufgabe, so sehr sie sich von den anderen Aufgaben zu unterscheiden scheint, da sie gerade kein Problem zu lösen versucht, zeigt sich aber genau das als Problem: Selbst bei einer völlig anspruchslosen Tätigkeit, die keine Absicht und kein Ziel verfolgt und auch nicht zu bewältigen ist, da es einfach viel zu viele Linsen sind, suchen die Teilnehmenden nach einem Sinn.

Während jede Person auf ihre Weise die Linsen sortiert und die Aufgabe für sich auslegt, entstehen Wissensordnungen in Linsenform. Einige schaffen sich selbst ein Regelwerk, nach dem sie sortieren, oder erfinden eine Herausforderung, der sie sich mit der Aufgabe stellen können. So füllen sie die Leerstelle, die diese Aufgabe hinterlässt. Ein Teilnehmer weigert es gänzlich, sich auf die Aufgabe einzulassen. Er sitzt mit verschränkten Armen auf dem Sofa, die Dose ungeöffnet vor ihm. Reckwitz identifiziert in seiner Diagnose der Spätmoderne das Dilemma, dass man kreativ sein

Arbeitsprozesse der DDR, die das individuelle Künstlergenie durch eine kollektive Autor:innenschaft ersetzt. https://www.uni-bamberg.de/fileadmin/uni/fakultaeten/ggeo_faecher/arch_bau_denkmal/KDWT/Poster/Kollektiv_KDWT_IRS.pdf und Brünenberg et al. (Hg): Das Kollektiv, 2022.

will und es aber auch sein muss (Reckwitz 2013, 10). Seine Überlegung ist, dass die Forderung nach Kreativität aus dem persönlichen Streben resultiert, durch „das Neue“ sinnlich und affektiv stimuliert zu werden (Reckwitz 2013, 10). So entstehen Mandalas, Spiralen, Farbfelder oder eben auch das trotzige Verweigern von offensichtlicher Ziellosigkeit.



Abb. 100: Linsen werden nach Farbe sortiert, es entstehen mehrere gleichfarbige Haufen.

Aushalten

Nach der Übung besprechen wir in der großen Runde, wie es für uns war, Linsen zu sortieren. Eine Teilnehmerin kommentiert ihre fünf kleinen Linsenhäufchen: „Ich darf zu Hause nicht erzählen, wie viel Geld ich für das Sortieren der Linsen ausgegeben habe“ und lacht dabei. Doch sie macht damit einen wichtigen Punkt deutlich: In der letzten Stunde haben wir Linsen auf einem Boden hin- und hergeschoben und damit nichts Produktives geleistet. In einer spätmodernen Gesellschaft erfüllt zu leben, meint nach Reckwitz ein Streben nach Produktivität durch Kreativität (Reckwitz 2013, 133). Dazu gehören projektorientierte Teamarbeit, Dynamik und Flexibilität, die Faszination für den perfekten Körper und das Neue, getrieben sein von Aufmerksamkeit, extensiver Mediennutzung und einem stil- und erlebnisorientierten Konsum,

digitale Datenströme, ein ständiges Unterwegssein, StädteTourismus und gentrifizierte Quartiere (Reckwitz 2013, 51). Etwas zu tun, das auf nichts hinausläuft, ist daher nur schwer auszuhalten.

Ein anderer Teilnehmender fragt in die Runde: „Was ist denn nun die richtige Mechanik?“ und ein weiterer verrät: „Ich habe verschiedene Methoden ausprobiert, um effizienter zu sein. Wenn ich die Linsen einzeln über den Boden schiebe, bin ich schneller, als wenn ich viele mit einer Hand nehme“. Nicht ohne Zufall würden Kreativität und der „Wachstumsfetisch“ des Neoliberalismus so gut zusammenpassen, so der britische Sozialtheoretiker Mark Fisher (2013), erfülle doch Kreativität die neoliberalen Anforderungen, sich ständig neu zu erfinden, bei maximaler Flexibilität und sich selbst gut verkaufen zu können. Die Hinwendung zur Spiritualität bedeutet daher auch weniger ein Abwenden vom Steigerungsparadigma der Spätmoderne. Eher eröffnet sie ein weiteres Marktsegment. Durch Meditation, so die Auffassung des Entwicklers Tang, der für Google ein Achtsamkeitsprogramm entwickelt hat, kommen wir an die Quelle der Kreativität und könnten so Empathie und Profit verbinden.²³ Auch hier im Workshop nimmt Yoga einen wesentlichen Teil des Tagesprogramms ein.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass der Lebenstraum einer nachhaltigen Zukunft zu einer kreativen Angelegenheit wird. Zum einen ist er eingebettet in eine Gesellschaft, die sich an kreativen Paradigmen von Flexibilität und Selbstverwirklichung orientiert und die eine Faszination für das Neue und Kreative teilt. Zum anderen wird die nachhaltige Zukunft, gerahmt als kreatives Problem, verhandelbar. So gesehen bräuchte es nur das richtige Werkzeug, in diesem Fall ist es eine Mischung aus Innovationskraft und Spiritualität. Ebenso wie Reckwitz kritisiert auch Fisher einen spätmodernen Kapitalismus, der alternativlos geworden sei. Im Linsen-Sortieren hat sich eine gesellschaftliche Kreativierung gezeigt, die sich durch alle Lebensbereiche zu ziehen scheint und das alltägliche Handeln konstituiert. In der nächsten Situation, dem Zeichnen einer Vision, wird es um die Herausforderung einer nachhaltigen Zukunft gehen, die abgegeben wird an das Individuum.

Eine Vision zeichnen (Träumen)

In dieser dritten Situation beziehe ich mich nur hintergründig auf eine konkrete Übung aus dem Workshop, eher möchte ich zeigen, was zwischen den Workshopeinheiten passiert. So ist das Programm zwar recht dicht strukturiert und auf einen Input folgt ein weiterer Input und dann schon eine neue Übung oder ein Orts-

²³ <https://www.youtube.com/watch?v=GzASpMVg4ls>, abgerufen am 20.3.2023.

wechsel. Dennoch gibt es Pausen zwischen den Workshopeinheiten, das Mittagessen und ausgedehnte Abende, die wir trotzdem alle gemeinsam „am Platz“ verbringen. Auf einem Spaziergang über das Gelände bewundere ich mit ein paar anderen Teilnehmenden die Vielfalt der Bäume, Sträucher und Blumen. Überall im Boden stecken kleine Schilder, auf denen lateinische Pflanzennamen stehen, und immer wieder begegnen wir übergroßen Modellen von Wimperntierchen, vom Blütenaufbau des orientalischen Mohns oder von der Evolution des Menschen.

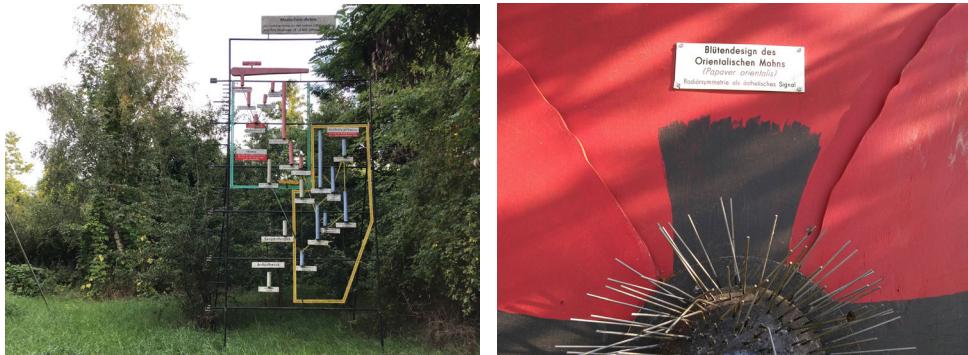


Abb. 101/102: Modelle zur Erklärung der menschlichen Evolution und das Blütendesign eines Orientalischen Mohns.

Die ganze Szenerie hat etwas Unwirkliches und erinnert an eine Mischung aus Naturlehrpfad, Freiluftmuseum und Themenpark. Die farbigen Modelle aus Eisen und Holz, von denen stellenweise die Farbe abgeplatzt ist, wirken aus der Zeit gefallen, dabei sind sie keine zwanzig Jahre alt. Vor allem aber werden wir damit konfrontiert, wie der Mensch sich den Menschen und seine Einbettung in eine Umwelt vorstellt. Im direkten Verständnis wird hier der Modellcharakter der Gegenwart deutlich und wie eine bionische und durch technische Innovationen durchzogene Vision für die Zukunft aussieht. Für Jasanoff und Kim sind diese Visionen Traumlandschaften der Moderne (Jasanoff/Kim 2015).

Modelle

Auf unserem Spaziergang wird eine bereits vergangene Vorstellung der Zukunft anhand von Schildern und Modellen erzählt. Die Vorstellung davon, was Realität ist, durchdringt als „unzusammenhängende Ströme und Gebilde“ (Jasanoff/Kim 2015, 8) die sozialen Praktiken und Institutionen. Hier ist die Realität eine durch Modelle gestützte Wissenslandschaft, die in der Überzeugung eines anthropozentrischen Weltbilds davon ausgeht, durch

technische Innovation Fortschritt und Wohlstand zu erreichen. Als „kollektive Visionen wünschenswerter Zukünfte“ sind solche soziotechnischen Imaginären Jasanoff und Kim zufolge Produkte einer globalisierten Moderne. Zum einen können mehrere kollektive Visionen nebeneinander existieren, zum anderen sind sie abhängig von dem spezifischen Kontext, in dem sie entstehen und verankert werden.²⁴ Anstatt sie daher als gegeben zu betrachten, werden sie durch soziotechnische Praktiken erst produziert.

Einige dieser „unzusammenhängenden Ströme und Gebilde“ (Jasanoff 2015, 8) einer bionischen Zukunft wurden bei der Übernahme des Geländes durch WBZ wieder aufgegriffen. Das kann sowohl materiell verstanden werden, da die Gebäude und Modelle zu großen Teilen bestehen geblieben sind, als auch ideell, da ein technooökologischer Ansatz auch heute wieder die Praxis prägt. Allerdings wurde die Verwendung der Gebäude und auch die Vision einer technooökologischen Zukunft an die eigenen Vorstellungen angepasst. Daher gibt es überall etwas zu entdecken. Die Modelle wurden in eigene Projekte integriert, und manche Schilder haben als lustiger Kommentar einen neuen Platz gefunden. So heißen die Schlafkojen im Seminargebäude etwa Aorta, Nierenpapille oder filziges Madagaskar.

²⁴ Jasanoff nennt die Beispiele vom Entschlüsseln der DNA, wodurch das Klonen von Menschen denkbar wurde und biopolitische Machtverhältnisse neu verhandelt wurden (Jasanoff 2015, 1, 21, 25), die Entwicklung der Atomkraft, die eine geopolitische Neuordnung zur Folge hatte (Jasanoff 2015, 26), aber auch performative Praktiken des sozialen Widerstands, wie die Gründung von WikiLeaks (Jasanoff 2015, 10).



Abb. 103/ 104: Die eigenwillige Architektur des Lummerlands und die Zuteilung der Kojen.

So unwirklich der Ort ist, so sehr befreit eben dieser Wunderlandcharakter von den bekannten Routinen des Alltags und macht Platz zum Träumen und Visionieren: Wie wäre eine andere Welt denkbar, wie wollen wir selbst darin leben, was können wir dafür tun und wie fangen wir bei uns selbst an? In den Träumen, so Appadurai, hätten Individuen lange Zeit den Raum gefunden, ihr soziales Leben neu zu gestalten, emotionale Zustände und Empfindungen auszuleben und Dinge zu sehen, die dann die Wahrnehmung ihres

normalen Lebens beeinflusst hätten. Das habe sich in der „post-elektronischen Welt“ geändert (Appadurai 1996, 5). In seiner Globalisierungskritik schreibt Appadurai Mitte der 1990er Jahre, wie die globalisierte Moderne den Nationalstaat hinter sich gelassen habe und stattdessen die Imagination zu der verbindenden sozialen Kraft geworden sei. Die Imagination einer Postwachstums-gesellschaft schafft tatsächlich ein globales Bezugssystem. In den Praktiken der Gemeinschaft ist es etwa der Grundsatz eines global geteilten Wissens, das Bewusstsein für die globalen Auswirkungen des menschlichen Handelns, aber auch die Workshopteilnehmenden, die aus der Umgebung ebenso wie aus anderen Teilen der Welt kommen.

Projekte

Auf unserem Spaziergang über das WBZ-Gelände, 20 Jahre nachdem die Modelle hier aufgestellt wurden, werden die Folgen einer globalisierten Moderne sichtbar. Der japanische Ahorn steht neben dem kanadischen Mammutbaum auf einem aufgeforsteten Acker in Mecklenburg-Vorpommern. Die Welt ist kleiner geworden und auch im Workshop verbindet uns weniger unsere Herkunft und mehr eine gemeinsame Vision. Der Traum, der eigene Lebenstraum, muss dafür jedoch viel mehr leisten, als nur poetische Fantasie zu sein. Er folgt einem projektiven Sinn, für den „die Imagination ein Vorspiel zu irgendeiner Art von ästhetischem oder anderem Ausdruck ist“ (Appadurai 1996, 7). Mit der Unterscheidung zwischen Fantasie und Imagination betont Appadurai die Projektorientierung, die im Imaginieren liegt und die kein Rückzug, sondern ein Startpunkt für Aktionen ist (Appadurai 1996, 7). Ähnlich wie Reckwitz beobachtet Appadurai, wie sich in der Spätmoderne Kreativität und Kultur – gesellschaftliche Bereiche, die einst außerhalb der Wirtschaft standen – in der Marktlogik des Alltags auflösen (Appadurai, 1996 5).

Wir nehmen an dem Workshop teil, um (auf die ein oder andere Weise) einen Schritt näher an unseren eigenen Lebenstraum zu kommen, ihn zu begreifen und realisierbar zu machen. Entweder dadurch, dass wir im Grünen etwas Abstand zum städtischen Alltag bekommen, dadurch, dass wir etwas über nachhaltiges Bauen von Tiny Houses lernen, oder dadurch, dass wir unser Forschungsvorhaben voranbringen. Dabei liegt die Betonung vor allem auf dem *Selbst*.²⁵ Für Appadurai (1996), Reckwitz (2013) und auch Jasenoff und Kim (2015) werden Träume in der Spätmoderne eher zu Projekten, die der Stabilisierung und Optimierung der Gegenwart dienen.

²⁵ Auch wenn Imaginären Gruppenleistungen sind, können sie nur dann greifen und ihre kollektive Kraft entwickeln, wenn Schlüsselpersonen ihre individuellen Träume und Bestrebungen mobilisieren, um ihre Visionen dauerhaft zu etablieren. Jasenoff 2015, 25.



Abb. 105/106/107/108/109/110: Jeder:r sucht sich einen Platz, um an der eigenen Zukunftsvision zu arbeiten.

Die Workshoptage sind vollgepackt mit Inputs, Übungen und Gruppenaktivitäten. Wir werden aber auch immer wieder ermutigt, uns Zeit zu nehmen, um eine Vision von unserem eigenen Lebenstraum zu zeichnen. Auf einem Tisch im Seminarraum steht dafür eine Kiste mit Stiften, daneben ausreichend Papier. Mit Buntstiften sollen wir unserem Traum einen Ausdruck verleihen und in einem Visionboard unser Projekt zu Papier bringen.²⁶ Ein gesellschaftliches Problem in ein Projekt zu überführen ist bereits zu Beginn der Moderne im 18. Jahrhundert die Aufgabe des Projektemachers (project manager), wie der Historiker Markus Krajewski (2016, 220) aufzeigt. Der Projektemacher entwarf einen „kühnen Entwurf für eine künftige Welt“ (Krajewski 2016, 220), begeisterte mögliche Geldgeber und sicherte damit die Finanzierung des Vorhabens und sich selbst. Damit scheint sich bis heute nicht viel geändert zu haben.²⁷ Allerdings ist das Projektemachen heute nicht mehr nur den Projektemachern vorenthalten, stattdessen wird jedes Individuum in der Spätmoderne zum Projektemacher.

²⁶ Auch das Visionboarding ist bereits um 1800 in der Praxis des Projektemachers angelegt. „Projekte zu machen heißt demnach, die Möglichkeiten des Künftigen in Papierform auszuloten und zugleich die Installation von Zukunftssystemen voranzutreiben“, Krajewski 2016, 211.

²⁷ Die Finanzierung kam vor allem aus staatlichen Kassen, weshalb das Gemeinwohl sich daran orientierte, was die Geldgeber als das Beste für die Ge-

sellschaft hielten. Heute ist das häufig eher die Entscheidung eines Geldgebers aus der Wirtschaft. Krajewski bezieht sich dabei unter anderem auf den Kaufmann und Publizisten Daniel Defoe. In seinem „An Essay upon Projects“ (1697 in Krajewski 2016) schreibt dieser, dass das Ziel eines Projekts im „Publick [sic] Good, and Private Advantage“ (Krajewski 2016, 216) liege – also darin, eine bessere Zukunft durch Innovation zu versprechen, was vor allem der sozialen Anerkennung und Selbstverwirklichung diene.

28 Die Verschmelzung von sozialem Widerstand (counter practice) und Geschäftspraktiken (corporate practice) führe heute zu einer „unfreiwilligen Umsetzung neoliberaler Agenden, wie der so genannten participatory society“, so Cramer (2019, 72).

29 Wohlfahrtsstaatliche Praktiken werden in einem neoliberalen Staat, so Boltanski und Chiappello (2003), in eine individualisierende Gesellschaftspolitik umgeformt. Das führt Bröckling zufolge zu einer allumfassenden Aktivierung und Selbstoptimierung des eigenverantwortlichen, unternehmerischen Subjekts (Prinz/Wuggenig 2007; Bröckling 2007).

Zukunftsbilder

Mit dem Visionboard hätten wir etwas, so einer der Workshopleiter, was wir uns zu Hause aufhängen können und was uns jeden Tag daran erinnert, was unser Traum ist und wohin wir wollen. Wir projektierten also unsere Träume, um sie wahr werden zu lassen. Der Subton, der dabei mitschwingt, sagt: Das Einzige, was zwischen dir und deinem Traum steht, bist du selbst. In der „partizipativen Gesellschaft“²⁸, in der jeder: an dem gemeinsamen Projekt Gesellschaft teilhaben darf, wird die Verantwortung für den eigenen Wohlstand, den eigenen Erfolg und das persönliche Wohl der/dem Einzelnen übertragen.²⁹ Das Projektieren von Träumen dient daher vor allem der Absicht, das verunsicherte Selbst zu stabilisieren.

Der Traum, den wir hier leben und den wir „maßgeschneidert“ mit nach Hause nehmen wollen, ist der einer Postwachstumsgesellschaft, eine ökosoziale Transformation hin zu einer nachhaltigen Zukunft. Zugleich wollen wir selbstwirksam sein – dadurch, dass wir selbst etwas machen, handlungsfähig werden – und dabei dennoch ökologisch folgenlos bleiben – den eigenen ökologischen Fußabdruck auf dem Planeten reduzieren. Mit Buntstiften und Papier sollen wir sowohl eine Vision formulieren als auch einen Plan entwerfen, wie wir unseren Traum verwirklichen wollen – wie wir also weitermachen wollen, wenn wir den Workshop und damit „unsere Utopie“ verlassen und zurück in die urbane Wirklichkeit treten. (Angesichts der spätmodernen Wirklichkeit, die durchdrungen ist von Projektemacher:innen und von Traumlandschaften der Moderne, stellt sich die Frage, ob wir die urbane Wirklichkeit überhaupt verlassen haben.)

Wir sitzen hier, auf einer Gartenbank, auf dem Boden des Seminarraums, in der Sonne am Teich oder eingeklemmt in einen Stuhl und versuchen, uns mit Stift und Papier eine lebenswerte Zukunft auszumalen. Indem wir unsere persönliche Zukunftsvision für uns greifbar machen, verleihen wir unserer gegenwärtigen Handlung und Entscheidungsfindung einen Horizont (Bühler/Willer 2016, 9). Bühlers und Willers Überlegung ist, dass durch Prognosen nicht nur Zukünfte vorhersehbar gemacht werden, sondern durch frühzeitige Maßnahmen auch ökonomische Ungewissheiten reduziert werden sollen. Gerüstet mit Stift und Papier wird unser Skizzieren zur Praxis des Selbst, durch die wir unsere eigenen Regierungstechniken und Machtrelationen herzustellen versuchen.

Die Zukunftsforscher Bühler und Willer sehen im Machen von Zukünften daher ein wirkungsvolles Instrument. Doch es ist nicht

nur die Verantwortung für den eigenen Erfolg, sondern auch die Verantwortung, wie jeder mit der Komplexität globaler Krisen und der Ungewissheit drohender Krisen umgeht. Damit wird im kapitalistischen Realismus nicht nur Stress privatisiert, wie Mark Fisher (2013) feststellt, sondern auch die Bewältigung von Ungewissheit an das Individuum abgegeben. So gesehen wird in einer spätmodernen Gesellschaft selbst das Träumen ökonomische Notwendigkeit.

DIY und das Spiel mit der Ungewissheit, verkörpert in einer Projektprosa und in Start-up-Mentalität (Krajewski 2016, 220), ist das ideale Geschäftsmodell einer destabilisierten Gesellschaft. Die spätmoderne Gesellschaft baut darauf auf, dass selbstverantwortlich Initiativen ergriffen und Innovationen vorangetrieben werden. Gleichzeitig stabilisiert das Individuum durch das Schaffen von Visionen sich selbst, während es durch eben diese Innovationen die Gesellschaft (positiv) verunsichert und damit neue Märkte erobert. Für Cramer (2019, 55) ist es gerade das disruptive Innovationsversprechen, das den DIY-Ethos zum notwendigen Grundprinzip von fragilen Systemen macht. Doch sowohl die gesellschaftlich-disruptive als auch die individuell-stabilisierende Wirkung, die dem Selbermachen hier zugeschrieben wird, erscheinen angesichts der Buntstiftzeichnungen, die wir uns am letzten Tag gegenseitig präsentieren, unverhältnismäßig und überschätzt.

Buntstifte und Papier

Auf den DIN-A4-Papieren sind farbenfrohe Zeichnungen entstanden von Häusern in Gärten und Gärten auf Häusern, aber auch Baupläne mit groben Abmessungen oder schematische Diagramme für die Vereinbarkeit von Lebensbereichen. Es ist gerade das spielerische und vermeintlich folgenlose Tüfteln, das das DIY für eine unternehmerische Praxis relevant macht. Die direkte Auseinandersetzung mit dem Material hilft Macher:innen dabei, „sich von den kleinen, iterativen Verbesserungen zu lösen, die den industriellen Designprozess für gewöhnlich bestimmen“ (Shorey 2020, 125)³⁰. Durch das Tüfteln an kreativen, innovativen Projekten und durch das Übernehmen von Eigenverantwortung überführt der „Kleinunternehmer, der Do-it-yourself Vertreter“³¹, wie ihn Stuart Hall 1986 in einer Streitschrift zum „Alpträum des Thatcherismus“ bezeichnet, sein selbstgeschaffenes kulturelles Kapital in Unternehmen und Institutionen (Cramer 2019, 55). Mit nicht viel mehr als Buntstiften und Papier entstehen neue Vorhaben zum Bau von Häusern oder zur Gründung von Unternehmen.

³⁰ Um herauszufinden, wie DIY-Praktiken und unternehmerische Interessen zusammenhängen, analysiert Shorey eine Auswahl an Bastelvorlagen, die General Motors in den 1950er Jahren an seine Mitarbeiter:innen verteilte (Shorey 2020).

³¹ Eigene Übersetzung, Originaltext: „small businessman, the do-it-yourself conveyancer“.



Abb. 111: Mit Buntstiften die Zukunft entwerfen.

Das Erzählen von Zukunftsgeschichten ist eine soziale, materielle und politische Praxis, die immer auch einen Effekt hat (Watts 2008). Auch wenn es nur flüchtige Buntstiftzeichnungen sind, werden in ihnen bestimmte Zukünfte produziert, indem andere ausgelassen werden (ebd.). Zwar könnten mehrere unterschiedliche Zukunftsvorstellungen aus dem gleichen Grundmaterial heraus entstehen, so Jasanoff (2015, 339), es muss also nicht nur *den einen* Traum geben, doch haben sich die dominanten Erfolgsgeschichten der New Economy durchgesetzt (Daily 2017, 242; Foster/Boeva 2018). Im Traum einer nachhaltigen Zukunft, wie wir ihn hier leben, haben die Prinzipien eines unternehmerischen Steigerungsparadigmas Bestand. Auch bei dem Versuch, sich davon zu befreien und etwa über Kreislaufwirtschaft oder autarke Energie- und Verwertungskreisläufe nachzudenken, sind die Teilnehmenden hier mit der Absicht, sich weiterzuentwickeln und persönlich zu wachsen. Dafür sind sie bereit, Urlaubstage einzureichen und die Kosten des Workshops zu tragen.

Der spätmoderne Traum vom DIY als Befreiung des Selbst und Befähigung zur Selbstverwirklichung ist in dieser Lesart eher einem kollektiven, anhaltenden Alptraum gewichen, aus dem es kein Entkommen gibt. Diese Perspektive hat sich so weit gesteigert, dass die neoliberalen Vorstellung nur noch eine Wirklichkeit zu kennen scheint.³² Womöglich ist die Alternativlosigkeit aber nicht nur ein Problem einer neoliberalen Spätmoderne, sondern auch im Erzählen eines neoliberalen Narrativs, das keine Unschärfen kennt. So betonen Prinz und Wuggenig (2007), dass es nicht „den Neoliberalismus“ gibt und dass daher die neoliberalen Gouvernementalität differenzierter betrachtet werden muss. Neoliberalismus ist kein „universelles Entwicklungsstadium in der westli-

32 Foucault spricht von dem unausweichlichen Paradox des „zwanglosen Zwangs“ im neoliberalen Freiheitsdispositiv (Prinz/Wuggenig 2007); Reckwitz (2013) spricht von dem spätmodernen Dilemma im Kreativitätsimperativ, dass man kreativ sein wolle und müsse; Cramer (2019) spricht davon, dass im DIY die gegenkulturel-

chen Welt“ (Prinz/Wuggenig 2007, 242), stattdessen gibt es lokale Spielarten, die auf kulturelle Eigenheiten reagieren,³³ ebenso wie auch die Praktiken des Selbermachens lokal und kulturell situiert sind. Gerade hier in Nordostdeutschland steckt im Selbermachen ein subsistenzwirtschaftliches Wissen, das sich den Logiken des Marktes entzieht.³⁴

Diskussion: Das spätmoderne Selbst als Gegenthese des Wandels

Im vorangegangenen Unterkapitel habe ich drei Situationen aus dem Workshop „Lebensträume gestalten“ exemplarisch analysiert.³⁵ Ich habe mir zum einen angeschaut, *was dort passiert*, vor allem aber hat mich interessiert, *wie es passiert*. Damit habe ich einerseits nach den beteiligten Akteuren, Abläufen und Materialitäten des Workshops gefragt, andererseits habe ich die Frage nach den Praktiken gestellt, die von den Akteuren aufgeführt wurden. In den gemeinsamen Übungen, etwa einen Baum zu pflanzen oder Linsen zu sortieren, lag der Versuch, mit gewohnten Routinen zu brechen. Mit dem praktischen – *hands-on* – Erproben von Nachhaltigkeit wurde der eigene Handlungsspielraum praktisch erlebt, aber auch seine Grenzen. In Visionboards entstanden zusätzlich konkrete Zukunftsbilder, durch die zukünftige „ways of doing“ in der Gegenwart vorstrukturiert werden sollten.

Die Übungen zielten darauf ab, mit bestehenden und sozial verankerten Routinen zu brechen, um so verinnerlichte Gewohnheiten des Konsums und eines kreativ-ästhetischen Lebensstils zu verändern. Der Fokus liegt auf positiven Erfahrungen, kreativem Ausdruck, Selbstverwirklichung, projektorientierter Arbeit, flachen Hierarchien und einer allgemeinen Sharing-Mentalität. Es war jedoch genau das verkörperte Erfahrungswissen einer konsumorientierten Spätmoderne, das die Teilnehmenden in ihren Übungen irritiert und den „Lebenstraum“ zu einem ökonomisch notwendigen Projekt des Selbst gemacht hat. Darin wird die Herausforderung deutlich, der sich die Teilnehmenden stellen und die den Umbau der Spätmoderne hin zu einer Postwachstums gesellschaft so schwer macht. Mit den eigenen Händen versuchen sie die Routinen eines unternehmerischen, wachstumsorientierten Selbst aufzubrechen und stattdessen zu Gestalter:innen des Wandels zu werden.

le und unternehmerische Praxis zusammenfallen, und Fisher (2013) spitzt es schließlich zu: Der Neoliberalismus kenne keine Alternative, eher ist das Ende der Welt denkbar als das Ende des Kapitalismus.

³³ Das „Gegenüber“ ist nicht verschwunden, sondern hat sich lediglich transformiert (Prinz/Wuggenig 2007, 241). Prinz und Wuggenig nennen dafür das Beispiel von staatlicher Bürokratie zur Durchsetzung deutscher Hochschulreformen.

³⁴ Hierfür zwei Beispiele aus dem Feld, die nicht im Zusammenhang mit dem Workshop stehen. Beispiel 1, Käsemachen: Christoph hilft beim Käsemachen in einer lokalen Käseerei aus, dafür darf er für den Eigenbedarf Käse mitnehmen. Wie viel das ist, ist nicht geregelt. Beispiel 2, Kartoffelacker: Nachdem die konventionelle Kartoffelernte vorbei ist, fährt Jost zum Kartoffelacker und gräbt per Hand die übrigen Kartoffeln aus, die durch das Raster der Maschine gefallen sind, und teilt sie mit dem Kollektiv.

³⁵ Die Diskussion des Workshops anhand dieser drei ausgewählten Situationen schließt wiederum andere Ereignisse aus. So bin ich nicht näher auf die Yogapraxis eingegangen, nicht auf andere Kreativitätstechniken wie das Üben von Design Thinking oder den Versuch, eine Zen-Meditation durchzuführen.

Entlernen von Routinen

Hier entsteht eine Spannung in der Figur des Selbst, in der sich auf komplexe Weise Formen gegenkultureller, kreativer Praktiken (hier beziehe ich mich nochmals auf Reckwitz' Kreativitätsdispositiv) mit unternehmerischen Logiken und einem bürgerlichen Leistungsethos vermengen, wie sie Ulrich Bröckling beschreibt. Trotz einer grundlegenden Kritik spätmoderner Lebensweisen im Diskurs scheint es jedoch kein Entkommen aus den verkörperten Handlungsmustern zu geben. Das Selbermachen einer Postwachstumsgesellschaft scheint hier untrennbar gekoppelt zu sein an neoliberalen Regierungstechniken der Selbstoptimierung, der Eigenverantwortung und der Produktivitäts- und Leistungssteigerung. In der Argumentation entsteht das Paradox, dass die Teilnehmenden des Workshops – indem sie ein *Tun von Nachhaltigkeit* erproben und damit ihre eigenen Gewohnheiten destabilisieren, um eine Kritik an einer konsumorientierten Spätmoderne zu formulieren – letztendlich die gleiche neoliberalen Logik und gewinnorientierte Dynamik reproduzieren, die sie eigentlich hinter sich lassen wollen. Das sich reproduzierende Selbst ist die Gegenthese der Postwachstumsdebatte. Doch der Versuch einer Außenperspektive scheint in eine Sackgasse geraten und die Postwachstumsgesellschaft ein Label der Verschleierung zu sein, mit dem materielles Wachstum durch persönliches Wachstum ersetzt wird.

Die Figur des Selbst zeigt sich hier als eine gouvernementale Strategie zur politischen Steuerung. Die Bewältigung der Gegenwart, die empfundene Ungewissheit, die von einer Welt im Wandel ausgeht, wird an die Einzelperson abgegeben. Jedoch bezieht sich die Selbstvergewisserung nicht mehr nur auf die Frage nach der Wohlstandssicherung, sondern viel grundlegender auf das eigene Überleben. Indem das eigene Handeln gegenüber der überwältigenden Komplexität ökosozialer Systeme in Projektphasen unterteilt wird, öffnet sich ein Gestaltungsraum. Durch Kreativitätstechniken, oder noch viel basaler mit Papier und Stift, wird die Komplexität in den eigenen Handlungsraum skaliert. Das Selbermachen, Prototyping, Entwerfen und Projektieren sind hier kulturelle Werkzeuge der Sinnerzeugung. Das kreative Selbst ist somit eine Rolle, die die Teilnehmenden annehmen, um eine Welt im Wandel zu antizipieren. Erst durch die Rahmung von „Zukunft“ in einer Projektlogik wird die Ungewissheit, die von den dramatischen und lebensbedrohlichen Zukunftsnarrativen ausgeht, für das Selbst greifbar und gestaltbar.

Im Workshop ging es fortwährend darum, Zusammenhänge aufzuzeigen und neue Verbindungen zu schaffen, um mit einem

wachstumsorientierten Selbstverständnis zu brechen. Das zeigte sich in dem Workshopprogramm, in dem Yogapraxis und Tiny Houses, Permakultur und Kreativitätstechniken zu einem ganzheitlichen Programm verbunden wurden. In dem Versuch, den Menschen vor seiner eigenen Entfremdung zu schützen, trennt der bestehende intellektuelle Apparat den Menschen von der Umwelt und stellt ihn über andere Lebewesen und nichtlebende Dinge (Mol 2021, 2). Im Garten oder im Seminarraum wurden Theorien und Modelle verwendet, die versuchten, diese Überlegenheit gegenüber anderen Entitäten, etwa Bäumen, in Frage zu stellen. Theorien zur symbiotischen Koexistenz (Permakultur), aber auch ganz konkret Modelle zum Aufbau eines Termitenhügels tragen dazu bei, zu verdeutlichen, wie Realitäten wahrgenommen und gehandhabt werden (Mol et al. 2015).

Im positiven Integrieren von Kritik, durch Kreativitätstechniken und spirituelle Praktiken verfolgte der Workshop eine eigene Forschungsagenda, um mit den Herausforderungen der Gegenwart umzugehen. Um den Wandel zu antizipieren und „Zukunft zu bauen“, sollte ein anderes Verhältnis zur Umwelt und auch zum eigenen Körper erlernt und bestehende Routinen entlernt werden. Eine völlige ontologische Neuausrichtung ist auch für Mol der einzige Weg, um eine tatsächliche Außenperspektive auf die sozialen Praktiken der Gegenwart zu bekommen.³⁶ Dafür braucht es ihr zufolge ein neues Vokabular, neue Modelle und Metaphern, um den „intellektuellen Apparat des humanistisch-philosophischen Denkens“ (Mol 2021, 1), der die Sozial- und Geisteswissenschaften und die gutgebildeten Macher:innen prägt, hinter sich zu lassen. Einen Ansatz sieht sie darin, die Modelle und Metaphern, die es braucht, um Realität zu beschreiben, aus der Erfahrung metabolischer Prozesse abzuleiten (Mol 2021, 3). Wie aber schmeckt, riecht und fühlt sich der Lebenstraum an? Und welchen anderen Zu- und Umgang mit der spätmodernen Wirklichkeit schafft ein solcher Perspektivwechsel?

Auf der Suche nach dem Außen

Ich liege auf dem Bett in meinem *Van*, die grünen Vorhänge habe ich mit Magneten vor den Fenstern befestigt, das Licht vom Seminarhaus kommt nur noch gedimmt in meine Höhle. Für meinen Rückzug (und um etwas Distanz zwischen mir und der Außenwelt zu schaffen) habe ich auf meinem Handy Musik angemacht, irgendetwas Instrumentales, ohne Gesang. Ich bin erschöpft vom Tag, von all den Eindrücken, Begegnungen und Gesprächen. Mein Körper ist müde, mein Bauch voll vom Abendessen und mein Kopf

³⁶ In ihrer Schrift „Eating in Theory“ (2021) führt Mol diese Überlegung am Beispiel des Essens aus: „Beim Verzehr von Lebensmitteln werden die bekannten Objekte in das bekannte Subjekt eingeführt.“ (Mol 2021, 3) Dadurch steht die materielle Welt nicht mehr dem „cogniti“ gegenüber, sondern tritt ein in das menschliche „Sein“ (Mol 2021, 9) – wobei Schmecken, Riechen und Tasten den gleichen Erkenntniswert bekommen wie Sehen und Hören (Mol 2021, 3). Mol hinterfragt die humanistischen Ideale, die in vergangenen und gegenwärtigen Theorien den Blick auf die Welt prägen und das Denken über andere Zugänge wie Bewegung oder die Erfahrung der Sinne stellen. „Wie wäre es, wenn wir aufhören würden, die kognitiven Überlegungen des Menschen über die Welt zu feiern, und uns stattdessen an den Stoffwechselvorgängen des Menschen in der Welt orientieren würden?“ (Mol 2021, 3) Auch im menschlichen Erkenntnisprozess selbst stehe das Denken ganz oben, wohingegen metabolische Prozesse wie Essen und Atmen, aber

auch Bewegungen und Empfindungen eine untergeordnete Rolle spielen. Mol fordert daher einen ontologischen Shift, in dem sie das Vokabular, die Modelle und Metaphern, die wir brauchen, um Realität zu beschreiben, aus der Erfahrung eben dieser meta-bolischen Prozesse ableitet.

voll von Gedanken. Auch wenn nun keine offiziellen Programm-punkte mehr stattfinden, keine Seminare, Inputs, Übungen, und ich mich auch aus den inoffiziellen Aktivitäten zurückgezogen habe, wie dem abendlichen Lagerfeuer, so bin ich immer noch im Feld. Ich höre die Grillen, höre die Frösche und höre Menschen, die vorbeilaufen, den Kies unter ihren Schuhen und wie sie sich leise unterhalten. Ich rieche das Buchenholz meines selbstgezimmerten Innenausbau und aus der textilen Deckenverkleidung des Vans die Vorbesitzer der vergangenen 25 Jahre. Ich fühle die Dau-nendecke über mir und wie durch das halbgeöffnete Schiebefens-ter die kühle, frische Luft der Nacht strömt. Gelegentlich donnert ein Lkw die Landstraße entlang.



Abb. 112: Inside my van. Mit zugezogenem Vorhang versuche ich mich von der Außenwelt zurückzuziehen.

Die Nacht gehört zum Workshop, ebenso wie der Tag. Es ist die Zeit, in der jede:r für sich ist, ein Moment, um zur Ruhe zu kom-men, zu reflektieren und zu ordnen. Die Rückzugsorte hat jede:r für sich selbst gewählt, sie unterscheiden sich in ihren sozioma-teriellen Bedingungen deutlich voneinander. Während das *Lum-merland* eine Art kollektiv geteilter Schlafsaal ist, in dem die ver-winkelten Kojen eigensinnige Grundrisse und Ausstattungen (und Namen) haben, ist das *Dufthaus* mit seinen Insektennetzen und Zelten, die inmitten von Rosengewächsen stehen, ein eher fan-tastisches, olfaktorisches Matratzenlager. Die Übernachtung im Tiny House, das von einer Gruppe des WBZ entwickelt wurde, ist eine private Wohneinheit, die wiederum an Einfamilienhausidylle erinnert, wohingegen das Zelten auf der Wiese mit Außendusche

dem puristischen Camping in der Wildnis nahekommt. Allein das konstituiert schon unterschiedliche multisensorische Erfahrungen und damit mehrere gleichzeitige Realitäten. – Ich liege da, meine Gedanken mändern vor sich hin. Träumen ist kein aktives Handeln, kein „nexus of doings and saying“ (Schatzki 2002, 76). Es ist eher ein affektives Nichthandeln. Mit Mol gesprochen³⁷ verdaue ich hier liegend die materiellen und nichtmateriellen Eindrücke des Tages (Mol 2021, 92).

³⁷ Mol reizt das praxeologische Konzept aus, jenseits des Handelns, des Gesagten und Getanen, erweitert



Abb. 113/114/115: Von links nach rechts: Übernachtung im Dufthaus, im Brückenhäuschen, im Tiny House.

Mol versteht das Denken nicht als ein Gegenstück zum Verdauen, in ihrer Verortung seien sie nämlich ganz ähnlich. So wie das Denken nicht allein im Kopf stattfindet – sondern in der Interaktion mit der uns umgebenden Welt geschieht –, sei auch das Verdauen nicht beschränkt auf den Magen-Darm-Trakt (Mol 2021, 90 f.). Es findet gemeinsam und schon lange vorher statt, bevor Mol das Essen herunterschluckt und bevor ich in meiner Van-Höhle liege. Die Zubereitung, das Kochen und Genießbarmachen der Nahrungsmittel und schließlich das Zerkauen sind erste Schritte des Verdauens. „Das Essen [...] reicht über meine Haut hinaus“³⁸ (Mol 2021, 92) und schließt Werkzeuge wie Pfannen und Besteck, aber auch das Feuer vom Herd mit in den Prozess ein. Auch die Landwirte aus der Region, die diese Lebensmittel erst angebaut haben, sind Teil des Verdauungssystems (Mol 2021, 10). Das Verdauen unserer Eindrücke spannt sich auf ähnliche Weise über den eigenen Körper hinaus. Die Workshopleiter haben uns eine Zukunft in mundgerechte Häppchen vorbereitet und Techniken des „Stoffwechsels“ vermittelt. In den gewählten Schlafstätten werden die Zukunftuprojekte vorgekostet und zeigen, mit einer quietschenden Luftmatratze, mit dem Duft von Rosen, dem Surren von Mücken oder mit einem So-wenig-Platz-ist-das-ja-gar-nicht, inwiefern der imaginierte Traum verdaubar oder weniger bekömmlich ist.

Aus der naturalistischen Argumentation Mols heraus kann das Projekt „Lebenstraum“ nur scheinbar ein klares Ziel verfol-

um ein Verständnis des „doing“, das praxeologisch eher als affektives Nichthandeln zu verstehen wäre. Die Verdauung könnte nicht trainiert werden, auch würde sie nicht von einem Zentrum aus gesteuert, eher sei sie ein sich ausbreitendes, turbulentes Tun (Mol 2021, 3).

³⁸ Eigene Übersetzung, Originaltext: „Eating [...] stretches out beyond my skin“.



gen, wie es das neoliberalen Narrativ bekräftigt. Das Selbst löst sich angesichts des ontologischen Perspektivwechsels auf, denn selbst in meinem Körper bin ich nicht allein. Unter meiner Haut und in meinen Organen „findet ein großes mikrobielles Fressen statt“ (Mol 2021, 90). Im Grunde genommen verdaut WBZ sogar eher uns. Die Pflanzen in den Seminarräumen reinigen unsere verbrauchte Luft des Tages, die Wasseraufbereitungsanlage filtert mit Mikroorganismen unser Abwasser, vom Kompost werden unsere Essensreste zersetzt. Gemeinsam, als ein „ausgedehntes, historisch verstreutes, sozio-materielles Kollektiv“ (Mol 2021, 91), verdauen wir die Eindrücke, koproduzieren wir die Gegenwart und grundieren eine mögliche Zukunft. So gesehen würde die „neoliberalen Sackgasse“ an Kontur und Linearität verlieren. – Doch ist Mols naturalistische Perspektive nur ein weiteres Konzept, das ich auf der Suche nach einem Ausweg aus dem neoliberalen Narrativ über meine Beobachtungen stülpe? Oder ist es nicht vielmehr rekursiv, die multisensorische Erfahrung des Feldes, die mich für eine solche Sichtweise sensibel macht?

Aus einer soziomateriellen Perspektive, die eine neoliberalen Entwicklung der Gesellschaft kritisiert, zeigt sich in der integrativen Haltung, wie sämtliche Lebensbereiche absorbiert werden und sogar Kritik als disruptive Innovation verwertbar gemacht wird. In jeder Kritik, jeder Reibung, jedem Aufrütteln, jeder Reflexion wird eine Chance der Verbesserung gesehen. Aus naturalistischer Perspektive wiederum ließe sich hier argumentieren, dass sich die künstliche Trennung zwischen Menschen und ihrer Umwelt, die in der Moderne gezogen wurde und sich im humanistischen Denken verankert hat, im Verschränken sämtlicher Lebensbereiche, wodurch auch die Grenzen spezifischer Wissensdomänen verschwimmen, wiederum auflöst. Ich möchte die Perspektiven nicht bewerten und mich hier auch nicht auf eine Seite stellen. Stattdessen möchte ich Holbraads (2012) Konzept der Rekursivität folgend fragen, was das Feld mit mir als Ethnografin macht.

Das Selbst verdaut sich selbst

Für mich als teilnehmende Beobachterin gab es keinen Rückzug aus dem Feld. Zwar konnte ich für mich entscheiden, nicht an einer Übung teilzunehmen – so war ich nur einmal beim Yoga, weil es mir sonst einfach zu früh war –, und trotzdem, wie ich im vorangegangenen Abschnitt zum Träumen erwähnte hatte, war ich immer noch „im Feld“. Und auch ich wurde trotz meiner offen kommunizierten Rolle als Forscherin sofort integriert in die Gruppe und nicht als Eindringling oder gar Parasit betrachtet. Das

Auflösen meiner eigenen Konturen innerhalb der Gemeinschaft hat mich während meines Aufenthalts vor verschiedene Fragen gestellt: Wie gehe ich mit dem Verhältnis von Nähe und Distanz um? Soll ich sie künstlich herstellen, soll ich mich aktiv zurücknehmen, soll ich versuchen, mich aus den Gesprächen oder etwa Übungen zum Design Thinking herauszuhalten? Oder wäre das eine erzwungene Trennung, mit der ich den Menschen, denen ich begegne, etwas vormache und sie im schlimmsten Fall sogar entwerte, indem ich sie zu bloßen Forschungsobjekten mache?

Und wie kann ich festhalten, was ich beobachte? Soll ich es überhaupt festhalten oder für die wenigen (vier) Tage des Workshops mich vollkommen auf die Situation einlassen, keine Notizen machen, kein Tagebuch schreiben, nicht abends den Tag Revue passieren lassen? Kann ich überhaupt auf die parallel laufende Reflexionsschleife in meinem Kopf verzichten? Können das die anderen Teilnehmenden?

Indem sich die Rollen auflösen und ich, ebenso wie die anderen Teilnehmenden, einbezogen werde in den Alltag „im Feld“ und wir in die Verantwortung gezogen werden, auch über den Workshop hinaus an der ökosozialen Transformation mitzuwirken, wird meine teilnehmende Beobachtung aus ihrer Komfortzone gerissen. Die teilnehmende Beobachtung richtet sich in einem eher konventionellen Sinn „auf das Verständnis kultureller und sozialer Systeme, von Werten, Organisationen und so weiter“ (Pink 2015, 94). Dabei liegt der Fokus meist auf dem allein visuellen Wahrnehmen der Umgebung, was eine Distanz schafft zwischen Beobachterin und Beobachtetem. Durch meine Anwesenheit im Workshop, der auf einen gesellschaftlichen Wandel abzielt, und durch mein Forschungsinteresse an der Vision einer Postwachstumsgesellschaft trage ich dazu bei, die Praktiken und Diskurse der Transformation weiterzuentwickeln. Meine teilnehmende Beobachtung wird zu einer beitragenden Beobachtung, indem ich mich den Menschen bei ihren Spekulationen darüber anschließe, was das Leben sein müsste oder sein könnte (Ingold 2013, 4).

Das Bewusstsein dafür, dass das zu beobachtende Feld ein ganz eigenes Expertenwissen besitzt und dass es meine Aufgabe als Ethnografin ist, davon zu lernen, erzeugt einige innere Spannungen, die ich selbstkritisch hinterfragen muss. Das ist zum einen ein institutionell erlernerter Blick auf eine gestaltungsrelevante Situation. Durch meine mehrjährigen Tätigkeiten an Design- und Kunsthochschulen stelle ich ungewollt eine Distinktion zu außerinstitutionellen und außerdiskursiven Gestaltungsaktivitäten her, also solchen, die nicht im Diskurs der gestalterischen

Ausbildung stattfinden oder auf diese zurückzuführen sind. Unwollt schreibe ich mir eine Hegemonie über den Wissensbereich des Designs zu und muss immer wieder mein verzerrtes Bild und meine eigene Voreingenommenheit hinterfragen. Zum anderen bin ich ebenfalls Teil meines spätmodernen Arguments. Ich erlebe die gleiche Welt im Wandel wie die anderen Teilnehmenden und an mich wird das gleiche Anforderungsprofil der Selbstwirksamkeit gestellt. Mein Körper erfährt daher die Situationen auf ähnliche Weise wie sie.

Die Überbetonung visueller Beobachtungen in der teilnehmenden Beobachtung kritisiert die Ethnografin Sarah Pink als unzureichend (Pink 2015, 94). In ihrem umfangreichen Programm für eine *Sensory Ethnography* (2015) plädiert sie stattdessen dafür, Beobachtung eher als einen Prozess des Lernens und der Wahrnehmung mit allen Sinnen zu begreifen (Pink 2015, 96). Das verschiebt die Domäne des Wissens nach innen, sowohl in die eigene Körperlichkeit und in die eigenen Empfindungen und Wahrnehmungen, die ich mit anderen an diesem Ort teile. Wie oben beschrieben schließt das nicht nur alle Teilnehmenden mit ein, sondern auch sämtliche weiteren Lebewesen am Platz. Gemeinsam verdauen wir die Eindrücke des Tages und koproduzieren eine mögliche Zukunft. Wenn Ingold die teilnehmende Beobachtung als „eine Art, von innen heraus zu wissen“³⁹ (Ingold 2013, 5) beschreibt, dann wäre das teilnehmende Verdauen „eine andere Art, von innen heraus zu wissen“, und zwar über das gemeinsame Beitragen zu einem zukünftigen Handlungswissen.

39 Eigene Übersetzung. Originaltext: „a way of knowing from the inside“



Abb. 116: Das zugewachsene Blumenhaus.

Metabolismus des Wandels

In der Anerkennung der Körperlichkeit von Praktiken liegt ein entscheidendes und erkenntnisbringendes Moment. Ich versuche einzuordnen, was ich beobachte und woran ich teilnehme, um zu erfahren, *wie es passiert*. Indem ich nicht nur beobachte, sondern mit meinem Körper das Feld ertaste und darüber hinaus sogar als Teil einer sozialen Gruppe zu dem Metabolismus eines kollektiven Ökosystems beitrage, wird mein Körper gleichzeitig zum Sensor und Mitwirkenden, um die Komplexität und Fragilität einer Gegenwart im Wandel zu erfassen. Wie auch der Van als epistemisches Werkzeug, mit dem ich mich mobil im Feld bewege, wird auch mein Körper zu einem epistemischen Ding. Mit ihm erfasse ich ähnlich einem Seismografen das Geschehen um mich herum und verdaue gleichzeitig mit den anderen Teilnehmenden vor Ort die Eindrücke des Tages. Gemeinsam koproduzieren wir eine Lebenswelt.

Von hier aus betrachtet wird die scheinbar unauflösbar Konsumkritik zu einer Diskussion zwischen menschlichen Akteur:innen, die ihre Umwelt lediglich als Ressourcen betrachten. Durch die Flucht ins Posthumane eröffnet sich mir eine Anschauungsweise, die in der symbiotischen Wechselbeziehung menschlicher und nichtmenschlicher Akteure ein alternatives Beziehungsmodell sieht. Mit dem ontologischen Perspektivwechsel verlagert sich auch das reflektierende Denken, das meine Beobachtungen strukturiert. Argumentativ gebe ich hier die humanistische Trennung zwischen dem reflektierenden Bewusstsein und dem handelnden Körper und damit die Figur des Selbst auf. Die Reflexion findet vielmehr in und durch meinen ganzen Körper und im Austausch mit anderen statt. Was diese Perspektive wiederum auslässt, ist die empfundene Endgültigkeit, die im Machen von Zukunft liegt, und die Überforderungen, denen sich das Selbst darin ausgesetzt sieht.

Das Selbst ist eine wesentliche Figur, um zu verstehen, wie sich die Zukunftsorientierung im Design seit dem Einfluss der Planungstheorien der 1960er Jahre verändert hat und auf gegenwärtige gesellschaftliche und ökologische Herausforderungen reagiert. In einem Moment, in dem „das Überleben der Menschheit“, so das überspitzte Narrativ, nun selbst in Frage steht, werden gestalterische Praktiken des *future-making* zu einem Projekt der Selbstvergewisserung. Denn die Praxis des „Selbermachens“, die mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ab Mitte der 1950er Jahre und in den folgenden Jahrzehnten zum Ausdruck von Selbstverwirklichung, einer reformorientierten Anpackermentalität und

schließlich eines gegenkulturellen Protests wurde, scheint nun wieder essenziell und sogar lebensnotwendig. Das Selbst hat die politische Verantwortung die Gesellschaft mitzustalten – und damit die Frage nach der eigenen Zukunft – *selbst* in die Hand genommen. Diese Sichtweise steht nicht im Kontrast zu einer spätmodernen Wirklichkeit, sondern ist vielmehr ihre Zuspitzung. Die Vision einer Postwachstumsgesellschaft lehnt aber gerade das Wachstumsparadigma ab, das einer spätmodernen Gesellschaft und so auch der Figur des Selbst zugrunde liegt. Sie ist die Gegenthese, an der die Projektgemeinschaften sich abarbeiten, sowohl auf persönlicher, lokaler als auch auf globaler Ebene.

Entscheidend hierbei ist, wie es passiert und was die Akteur:innen dabei erleben. Durch den Einbezug des unmittelbar Erlebten und Wahrgenommenen finde ich Zugänge zu Theoriewelten und Diskursfeldern, die auf völlig unterschiedlichen Grundannahmen und Modellen beruhen. Es ist interessant, was das Feld mit mir als Ethnografin macht und was ich daraus über das Feld erfahre. Die Betonung der Körperlichkeit macht mich darauf aufmerksam, dass an meiner Theoriebildung weit mehr beteiligt ist als nur ein ordnendes, reflektierendes Denken. Die Herausforderungen, mit denen das reflektierende, spätmoderne Subjekt konfrontiert wird, machen das Gestalten von Zukunft zu einem körperlichen, anstrengenden Prozess. Das affektive Erleben der Transformationsbestrebungen im Workshop, der anderen Workshopteilnehmenden und auch der Workshopleitenden ist ebenso Teil des Erkenntnisprozesses. So konnte ich an mir selbst und rückwirkend auch bei den anderen Teilnehmenden beobachten, wie während des Workshops durchaus bestehende Denk- und Handlungsmuster erschüttert wurden. Ohne merklich die Alltagsroutinen oder das Vokabular zu verändern, war es eher eine subtile Empfindung von Verbundenheit.